

Schlesische Monatshefte

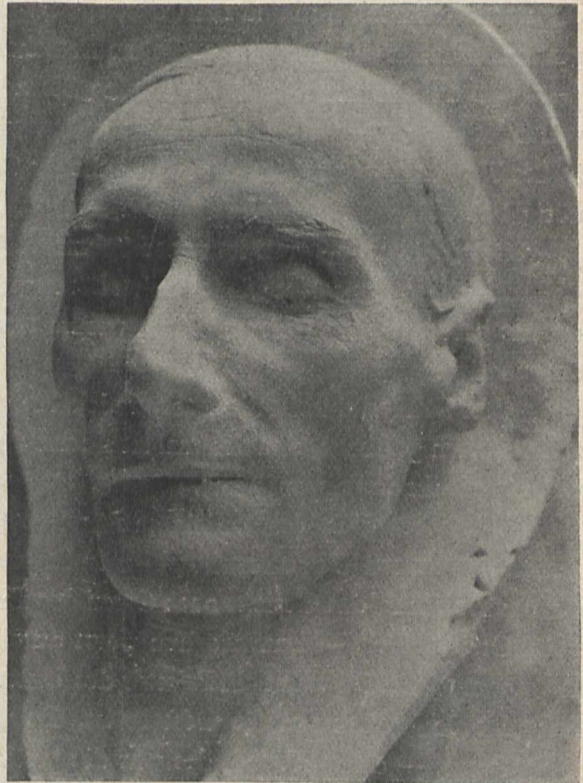
Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 11

November 1930

Jahrgang VII

Totenmaske von Otto Müller
Abgenommen von Thomas Myrtek



Drei Reden für Otto Müller

Am 24. September starb in Breslau der Maler Professor Otto Müller, einer der besten Künstler, die Schlesien hervorgebracht hat. Wir werden auf sein Schaffen noch ausführlich zurückkommen, wenn die Gedächtnis-Ausstellung, die das Museum der Bildenden Künste vorbereitet, eine Übersicht seines Werkes gestatten wird. Heut bringen wir nur ein paar Bildproben und die Reden, die vor seiner Bahre gehalten wurden. Sie sind ein deutlicher Beweis für den Zauber, den seine eigenartige Persönlichkeit auszuüben vermochte.

Akademiedirektor Professor Oskar Moll:

Nur wenige Tage sind vergangen, daß du hier in diesen Räumen unter uns noch gewilt hast, tapfer ausharrend in deinem Leiden, ganz hoffnungsvoll für deine Zukunft. Nun haben wir dich verloren, und heute müssen wir Abschied nehmen. Lange Jahre hast du unter uns gewirkt; dein Lied als Künstler und Mensch uns gesungen. Nun ist es vorbei; aber wir hören es noch, wir vernehmen seinen Klang und lauschen deiner Welt, die du uns geschaffen hast. Freude und Genugtuung war es uns, mit dir gemeinsam diesen Weg zu wandern und wir danken dir für deine treue Kameradschaft. Ohne Widerstand zu wecken, bist du innerlich gefestigt, eigenartig seltsam auf dich selbst gestellt gewesen. Naturfeste Wirklichkeit gab es nicht für dich; eingesponnen in deinem Traum, konnte kein Ding der Außenwelt über dich Macht gewinnen. Nicht Fanfaren, sondern schmeichelnde Melodien erklangen aus deiner Kunst. Irgendein leises Lächeln schwebt über deinen Bildern, versöhnend durch den seligen Wohlklang deiner Harmonie. Keine dramatische Aktivität, keine Rauheit war dein Streben, ein tiefes lyrisches Empfinden brachte dich uns nahe.

Lieber Otto Müller, deutsche Lande trauern heut um dich, der du allzufrüh dahingegangen, und wir, Weggenossen und Jugend, die gewußt haben, was wir in dir besitzen, werden noch inniger mit dir verbunden sein.

Professor Johannes Molzahn:

Otto Müller, im Namen deiner Freunde und aller derer, die dich liebten, deiner Freunde, die hier versammelt sind und auch der, die irgendwo auf der Erde mit dir und deinem Kampfe gestanden haben; — aller derer, die die Botschaft noch nicht erreichen konnte, —

daß sich dein Schicksal und deine Sterne vollendet haben. Für uns — so unbegreiflich vollendet haben, — weil wir einen Menschen wie dich, so rein und groß in der Gesinnung und in der Tat, deiner Einsicht, die aus göttlicher Quelle gespeist war, — gerade heute so dringend nötig haben.

Otto Müller, — groß ist unser Schmerz. Wir haben dich verloren. Und doch wissen wir, daß wir dich in uns selbst wiederfinden können. Das wird mehr als ein Gedenken sein. Das, was du uns gabst, wird in unseren Taten wieder erscheinen, denn immer schon war dein Weg auch der unsrige.

Otto Müller, du bist nicht tot, du lebst in uns. Dreimal schon ist deine Seele mit der Sonne nach Westen gefahren, und dreimal ist sie mit dir im Osten wieder aufgegangen. Du wirst immer wieder mit ihr in uns aufgehen.

Wir haben dich hier, in deinem so geliebten Atelier, das deine Kämpfe um dich und deine Arbeit und deinen Weg einschloß, — zum letztenmal gebettet. Wir haben dich so gebettet, damit du noch einmal, das Gesicht nach Osten gewandt, die Sonne kommen siehst, die dir alles war.

Otto Müller, — immer schon warst du ein Meister der Grenze, — in deinem Leben, — in deinem Werk. Du warst ein Priester des Unterbewußten, und so sprach durch dich jene Weisheit, die ein Wissen um die Gesetze ist, das wir Schicksal nennen.

Denn, — deine Ahnen, das war die große tausendjährige Geschichte der Menschen und deren Erfahrungen. Deine Mutter war die Erde selber — und du warst mit ihr immer verbunden. Dein Vater — das war der Himmel, der sich über dir wölbt, die Bahn der Sonne und der Planeten.

Dein Leben und dein Werk war eine Einheit. Man kann die Materie deines Werkes analysieren, aber das, was uns an deinen Bildern so erschüttert, das entzieht sich menschlichen Mitteln. Es wirkt durch die Kräfte, die es formten, denen du verbunden und zu denen du ein Wissener warst.

Ja, du warst ein Meister der Grenze, um die du wußtest und die du beherrschtest. Und so warst du ein Abgewandter, weil du den Sternen, die dir den Weg zeichneten, zugewandt sein mußtest. Du wußtest mehr als wir, — darum wohl ließest du dir nicht helfen während deiner Krankheit. Darum hast du immer noch denen geholfen, die dir helfen wollten. Du wußtest mehr, da du ein Wissener der Grenzen warst. Aber wir haben dich, — während du diese und deinen Weg hütetest, — manchesmal nicht verstanden.

Einfach und schlicht, wie du gelebt hast, so wolltest du von uns gehen. Wir werden auch darin von dir lernen, Otto Müller. Wir beugen uns dir und deinem Weg. Wir grüßen dich mit jeder Sonne, die für uns noch aufgehen mag.



Otto Müller: Selbstbildnis

Berlin, Kronprinzenpalais



Otto Müller: Badende

Köln, Kunsthalle
Mit Genehmigung der Galerie Neumann-Nierendorf, Berlin



Im Lazarett
Aquarell v. Otto Müller

Besitz Oskar Moll

Wir denken an jenen Rat des Priesters aus dem Asvaghosa, Buddhacaritam:

„Laß, o trefflichster der Männer, den Kummer;
gewinne deine Festigkeit wieder;
du Fester darfst nicht wie einer, der sich schlecht
beherrscht, Tränen vergießen.
Denn viele Fürsten haben ihre Herrlichkeit wie einen
zerdrückten Kranz aufgegeben
und sind in den Wald gegangen.“

Professor Theodor von Gosen:

Im Namen des Künstlerbundes Schlesien weihe ich dir als letzten Gruß zum Abschied diesen Kranz.

Ein hartes Geschick hat dich auf der Höhe deines Schaffens und deines Lebens abberufen. Das Leben, das dich oft hart bedrängt, es ist nun abgeschlossen, und du ruhst still von Arbeit und von Kampf, die Tore des unbekanntes, unbegreiflichen Reiches haben sich vor dir geöffnet.

Uns bleibt dein Werk und die Erinnerung an deine Persönlichkeit. Dein Werk war ein einzigartiges, originales. Was uns umgibt, der nüchtern vorwärts strebende Tag mit seinen zeitgebundenen Erscheinungen, er hatte keinen Eingang in deine Welt, in die Welt, die dich als Künstler bewegte und zu Werken trieb. Ein Reich ganz seltener, traumhafter Art war inwendig in dir.

Geheimnisvoll rauschen die Bäume auf deinen Bildern, rhythmisch bewegte Stämme geistern in einen unwirklichen Himmel, und deine Menschen sind von der Kultur unberührte Wesen; naturhaft, wie du selber warst, hast du sie gestaltet, sie haben nichts von der Unrast und der Not unserer Zeit.

Du warst den Urgründen der Natur näher, und die tiefen Quellen, die dort fließen, haben dich unmittelbarer gespeist. Die Sterne, an die du glaubtest, sie haben dich geführt, nachtwandlerisch in dieser Umwelt dein unberührtes Geisterreich zu schauen und unbeirrt in deine Werke auszugießen.

Unbekümmert um das, was man Gesellschaft nennt, frei von jeder Konvention, bist du Einzigartiger als treuer Freund und hilfsbereiter Mensch, ein Helfer und Lehrer der Jungen, durchs Leben gegangen; das danken dir viele, dein Andenken wird uns allen teuer sein.

Die Flammen aber, die du auf dem Altar der Kunst entzündet, sie werden weiter leuchten als Zeichen ehrlicher wahrhafter Kunst zu deiner Ehre und zu deinem Gedächtnis.

Möge dir die Erde leicht sein, du getreuer Streiter.

Wut gegen Wut / Eine Zigeunergeschichte aus Südspanien **Von Charlotte Pauly**

In der großen Höhlenstadt von Guadix brauchte niemand Miete zu zahlen, der mit einer der vielen verfallenen Höhlen vorlieb nahm. Darum wohnten hier die jüngsten Ehepaare von ganz Spanien und viele Zigeuner.

An der Höhle der Brisca fehlte die Haustür, so daß sie mit dunklem Loche auf den Weg hinausgähnte. Die alte Zigeunerin erhob sich, sie wollte heut zum Waschen an den Fluß gehen. Beim Feueranzünden stieß ihr Fuß an einen der schlafenden Söhne, die in Decken gewickelt auf dem nackten Boden der Höhle lagen. Franquito öffnete die geröteten Lider. Ein Lichtstrahl fuhr hindurch, und er sah die nackten, steckendünnen Beine der Mutter unter dem hochgeschürzten blaugrauen Rock sich bewegen. Ein kläglich elendes Gefühl kam ihm von da und vom Geruch kalter Kartoffelschalen, der sich mit dem von Kaffee und nassen Lumpen mengte. Er schloß und öffnete ein zweites Mal die Lider, sah den Himmel von leichten Hitzenebeln überzogen und fühlte die Hitze zum Loch hineinquellen. So früh am Tage und schon so heiß! Sein Herz schwoll ihm beim Wachwerden auf vor Wut. Er fühlte, wie es die Rippen bedrängte. Er erinnerte sich sofort wieder des Bauern, dem er bis zu diesem Jahre immer die beiden Maultiere geschoren hatte und der gestern grundlos diesen Auftrag an einen anderen Zigeuner vergeben und ihn um einen Verdienst, um ein Abendbrot, gebracht hatte.

Draußen am Türloch gingen schwarze Ziegen mit riesigen stahlblauen Eutern vorbei. Ihre Klingelglöckchen störten ihn, er hätte den Tieren die Barthaare einzeln ausreißen mögen. Der kleine Hirt, der leise singend hinterherschritt, erregte seinen Haß. Mit einem Fluch sprang er auf die Füße und warf ihm ein Schimpfwort nach. Diese Beschimpfung galt dem Knaben, den Ziegen, dem heißen Himmel, dem dunkeln Höhlenloch, der eigenen Familie, dem Bauern, der ganzen ferneren und näheren Welt.

Er fuhr in eine staubige Samthose, band die rote Schärpe um den Leib, zog die Samtjacke an, setzte den neuen hochköpfigen, schwarzen Hut auf. Die Mutter wollte in scheltende Fragen ausbrechen, als sie den Sohn im guten Anzuge sah. Aber ihre feine Witterung warnte sie, und sie trank ihren Kaffee, indem sie mit leise singendem Ton zu dem dünnen Hund sprach, der zu ihren Füßen Brotkrumen haschte. Dann zu ihrem Sohne gewandt:

„Franquito, mein Söhnchen, Franquito, willst du trinken?“

Wortlos leerte der Mann den Topf und sauste davon, ein abgeschossener Pfeil, schmal wie ein solcher, mit gerunzelter niederer Stirn, in die das schwarze Lockenhaar hineinwuchs, verächtlicher Lippe, glimmenden Augen, welche von schlechten Vorsätzen funkelten. Vor ihm her in der Ferne gingen zwei Zigeunerinnen in blauen und rosa Volantröcken. Die stechenden Farben glänzten mit teuflischer Aufreizung zu ihm hin. Auf kleinem Fußpfad ging es über Weizenstoppel. Unablässig sprangen auf seine Hände Grillen aus der harten Stoppelerde, die vor Trockenheit in langen, großen Ritzen geborsten war. Prächtig baute sich vor ihm das steingefügte Stadtviertel auf mit Burgberg, Kathedrale, Priesterkollegium — mit vielen Palästen und sieben Kirchturmspitzen — so prächtig, daß er ein paarmal zischend ausspucken mußte.

Ihm begegneten eselführende Weiber. Weiber mit Holzlasten auf dem Kopf, mit Gemüsekörben, Kinder an der Hand, auf dem Arm. Der Anblick dieser stillen, von der Tagesarbeit unterworfenen Geschöpfe besänftigte ihn etwas.

Es kam ein Polizist, es kam jener Steuerbeamte, den alle haßten, der in den ärmsten Höhlen umging, um den Kopfszins einzufordern. Der Beamte hielt den Zigeuner an der Jacke fest (hätte er eine Spur von Gefühl, er würde seine Finger wie verbrannt zurückziehen, denn der Zigeuner siedete buchstäblich in diesem Moment, die Luft um ihn brodelte von rasenden Schwingungen) er sagte: „Gut, daß ich dich treffe, du bist noch mit drei Peseten im Rückstand, bring's morgen aufs Amt.“

Franquito mit verhalten drohendem Blick: „Ich habe kein Geld.“

Der Kahlkopf: „Das sagen sie alle — bring's oder ich schicke die Polizei.“

Die Glocken umrauschen diese drei Sätze, als gäben sie ihren Segen zu den höchsten Thesen der Welt.

Franquito eilt, an Höhlen mit freundlichen Rebenlauben vor den Türen vorbei, bergauf zur Schmiede im Felsenloch. Die Glocken summen höhnisch-feierlich. Jetzt hat er die drei Mädchen eingeholt, die lachend hergrüßen. Eine ist seine Braut, die starke, große Soledad. Er gibt einen kurzen Blick zurück, denkt: einen Negermund hat sie, braun wie Erde ist sie, einer Negerin gleicht sie, einem Affen! Er tritt ins finstere Felsenloch, der große Blasebalg zischt, ein kleines Feuer glimmt am Boden, Onkel Gabriel, den Hut auf dem Kopf, schmiedet eine Spitzhacke für Feldarbeit, fix und fertig 75 Centimos. Franquito hebt einen großen Hammer vom Boden, betrachtet ihn, will davon. Onkel Gabriel blickt ihn aus rotem Auge an; der Geselle am Blasebalg will etwas sagen, aber schnell verstehen sie, daß jenes Glimmen in den tiefliegenden Augen des Burschen gefährlicher ist als die kleine Flamme am Boden, und es fällt ihnen im Augenblick kein Mittel ein, dies Feuer zu löschen. „Geh mit Gott“, rufen sie dem Davoneilenden nach.



Museum
der bildenden Künste
Breslau

Als er über den Markt vor dem Stadttor schritt, wo die Fellscherer und Schuhputzer und Eisenzeughändler unter den Bäumen hockten, riefen die Kameraden ihn an: „Wohin rennst du, Franquito, wohin so eilends wie ein Hengst, dem eine Hornisse unter dem Schwanz sitzt?“ Aber er antwortete nicht, denn schnelle Pläne kamen und gingen in seinem Kopf. „Ich will Geld haben“, rief es voller Trotz in ihm, „ich will fünfzehn Maultiere haben und damit auf die Feria reiten. Ich will ein Fest geben mit Gesang, Tanz und Branntwein. Ich sah, daß der Bauer José (der mich um die Maultierschur betrogen hat) seine letzten Weizensäcke zur Mühle gebracht hat, gestern. Er fuhr leer heim, aber die Börse war dick von Geldscheinen.“

Franquito lief über den Fluß, an dessen Rinnsalen Frauen reihenweis gebückt dastanden und wuschen und nackte, braune Kinder einander bespritzten. Er lief den breiten, von Mauern eingefassten Weg entlang, der bei großen Regengüssen das Wasser abfängt und der weit ins Ackerland hineinführt. Eine tote Katze lag mitten im Wege, mit zertrümmertem Schädel, aufgeschwollen von der Hitze, die Beine gen Himmel. Der Zigeuner lachte, stieß mit dem Fuß dagegen: „Gut eingeschlagen der Schädel, sehr gut.“

In den Bäumen sangen Vögel, an den Sträuchern hatten böse Buben Leimruten ausgelegt, kleine Stieglitze zappelten darauf, schlugen ängstlich zwischernd mit den Flügeln und zuckten mit den festgewachsenen Beinchen. Franquito lachte abermals.

Die Feigen sehen gut aus, dachte er, als ihm eine blaue vor der Nase niederhing. Er schwang sich auf den Baum, hielt Frühstück, warf aus Mutwillen ein paar überreife zur Erde, die sich blutig öffneten. Durch das Frühstück war er stärker und böser geworden. „Ich werde ihm anbieten, das ältere Maultier abzukaufen“, fuhr es ihm durch den Kopf, „und wenn er sich herumdreht im Stall und es von der Krippe holt, dann . . .“

Er stieg über die Mauer und kürzte den Weg ab, über ein paar Felldraine durch eine kleine dunkle Ölbaumpflanzung, jetzt den Bahndamm hinauf, hinab, auf der anderen Seite gleich wieder hügelaufwärts wie in der Rutschbahn beim Jahrmarkt. Wenn ihn der alte José jetzt sähe auf seinem Weinberg, würde er zetern! Er sieht von hier Josés Höhlenhof. Der Alte ist im Feld, sticht die Furchen auf bei den im vertieften Viereck gepflanzten Zuckerrüben, um das Wasser aus dem breiten Bach hereinzulassen. Der Hund, den der Zigeuner fürchtet, liegt an der Kette. Er gleitet den Hügel hinab. Es gilt noch, diesen Graben zu überspringen und durch das kleine Maisfeld zu kommen. Der Alte hört ihn nicht, er ist ja stocktaub. Das Geld wird er im Spind haben.

Plötzlich richtet sich aus dem Maisfeld ein großer, schwarzweißer Stier auf, gerade vor Franquito. Er hat verborgen dagelegen in der Furche. Er senkt den Kopf, läßt ihn nicht vorbei. Franquito, rasend über den Aufenthalt, schlägt mit dem Hammer auf die lockige Stelle zwischen den Hörnern. Durch die Wucht des Schlages entgleitet die Waffe. Sie liegt im Mais, er kann sie nicht haschen. Der Stier stutzt, schwankt einen Augenblick. Den benützt der Zigeuner, um an ihm vorbei zum Haus zu rennen. Aber die dichten, saftig zerknickenden Maisschäfte hindern am schnellen Lauf. Der Stier dreht sich um, sein Schweif peitscht, waagrecht gerichtet, wütend die Maishalme, sein gelbrosiger sehniger Rücken bildet eine nach dem Kopf zu gesenkte Kurve. Er springt auf den Zigeuner zu, seine kurzen gebogenen Hörner erfassen die Jacke. Der Mann liegt einen Augenblick quer auf den Hörnern, aber da er unverletzt ist, gelingt es ihm, über das Hinterteil des Tieres abzuspringen.

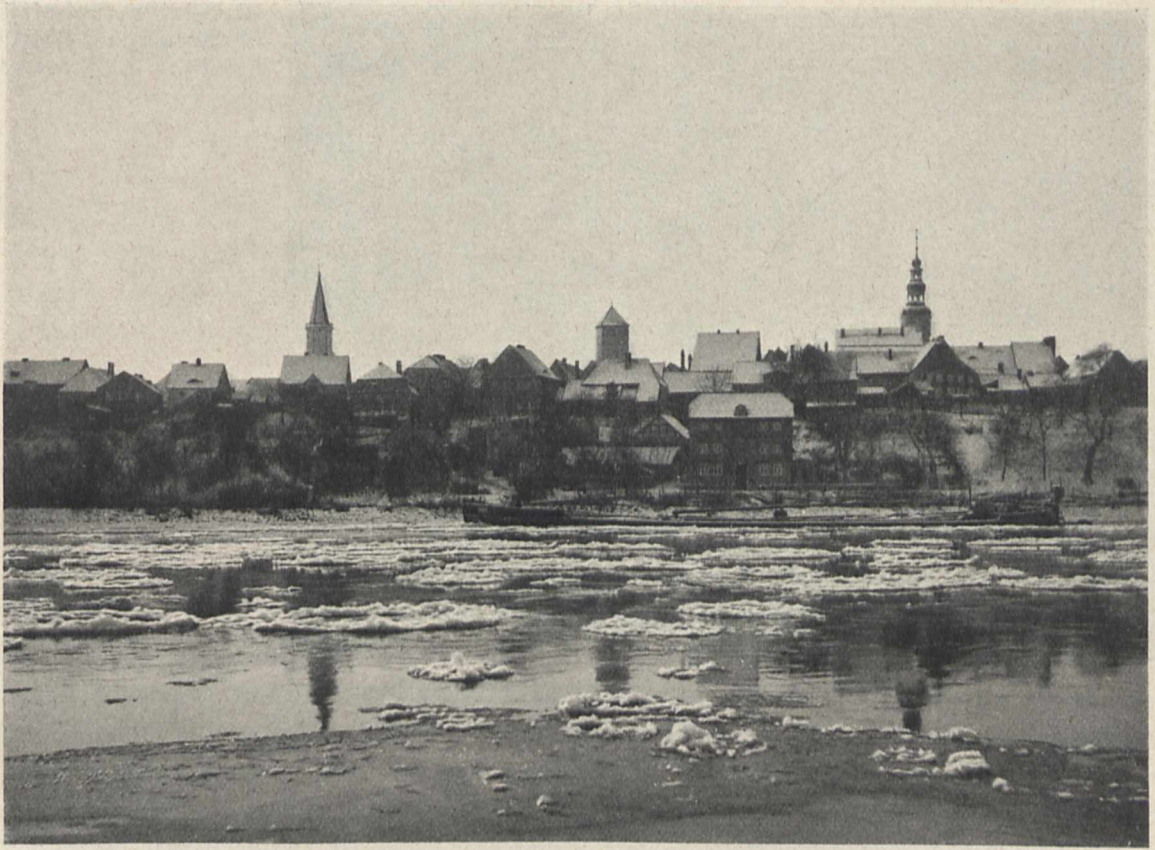
Der Hund reißt wütend bellend an der Kette, aber der Bauer José sticht weiter die Furchen auf, weil er ja stocktaub ist und ihn das alles nicht rührt. Der Zigeuner schwingt sich auf den niederen, ziemlich schwachen Feigenbaum am Grabenrand, er sucht den stärksten Ast. Der Stier dräut unten und berührt fast den Fuß, den der Mann nicht besser bergen kann. Er stampft die Erde mit den Hufen, rennt mit dem Schädel gegen den Stamm. Sein Schweif peitscht den Boden, er brüllt dumpf wie eine Gerichtsposaune.

Franquito sieht verzweifelnd nach dem alten José. Der sticht und gräbt noch immer ganz behaglich. Sein dickes Doppelkinn liegt so behäbig und friedlich auf der von blauer weiter Bluse überbauchten Brust. Der Hund tanzt wie ein Irrsinniger an der Kette. Der Stamm, an den sich der Mann von hintenher klammert, schwankt und zittert. Der Stier schnaubt, stampft, sein Horn kitzelt des Zigeuners große Zehe, und aufgewühlte Erde fliegt ihm in die Augen.

Den José geht das alles nichts an. Mit dem besten Gewissen arbeitet er und freut sich, wie das Wasser diesmal so reichlich und erfrischend um die fetten grünen Blätter herumquillt.

Der Bursche hascht endlich eine Feige und klatsch — fliegt sie dem Alten ins Gesicht. Mit treuen, blauen Augen, wirr blickt er auf — und sieht — den Zigeuner auf dem Baum, den rasenden Stier. Breit lacht er, läuft, nimmt einen Busch Maishalme, lockt und ruft den Stier. Der läßt vom Baum ab, tritt dem Alten in den Stall nach — Franquito ist gerettet.

Da wischt er sich den Schweiß von der Stirn, steigt mit zerschlagenen Gliedern, noch zitternd, herab, und als José wieder erscheint, der gute Mann, übers ganze Gesicht schmunzelnd: „José“, sagt er, „Onkel José, ich wollte nur sagen — wenn das nächste Mal die Maultiere zu scheren sind — dem Cyliaco haben Sie drei Peseten gegeben — ich mach's um die Hälfte.“



Bilder aus Beuthen an der Oder

Von Hüttdirektor Edmund Glaeser, Neusalz

Es ist wohl allgemein bekannt, daß unsere Heimatprovinz, oder wie sie nach dem Weltkriege offiziell heißt, die beiden Provinzen Ober- und Niederschlesien, je eine Stadt des Namens Beuthen besitzen. Die Bewohner anderer Provinzen, denen Schlesien nicht so bekannt ist, werden mit dem Begriff Beuthen immer den der regsamen ober-schlesischen Industrie- und Handelsstadt verknüpfen.

Heute gelten diese Zeilen dem anderen, dem kleineren Beuthen in Niederschlesien im Bezirk Liegnitz, jenem verträumten Städtchen, das mitten in einer von der Natur in beglückender Weise verschönten Landschaft liegt, und das keinen Reichtum an Gegenwartsgütern, wohl aber einen Reichtum der Vergangenheit besitzt wie selten eine Stadt. Die Vergangenheit jener Stadt prägt sich in ihrem Bilde aus, und wenn diese Zeilen dazu beitragen, das vergessene Beuthen den Freunden schlesischer Städtebilder nahezubringen, so wäre das ihr bester Lohn.

Es ist so wichtig, wie man eine Stadt erreicht. Vielleicht ist es merkwürdig, daß man dieses gerade heute im Zeitalter der verschiedenartigsten Verkehrsmittel betont. Wer eine Stadt in sich aufnehmen will mit ihrem ganzen Gesicht, der darf die Stadt nicht vom Bahnhof aus erreichen, sondern er muß die Landschaft, in der die Stadt liegt, in sich aufnehmen, allmählich in die Stadt hineinschreiten und langsam den Eindruck dieser Stadt auf sich wirken lassen, und so muß auch Beuthen (Oder) erwandert werden. Das Rezept dazu ist folgendes:

**2. Oderlandschaft bei Carolath mit
Blick gegen Beuthen a. d. Oder**



Phot. Mertens und Schmidt

Man fahre nicht nach Beuthen, sondern wenn man von Breslau kommt, mit dem Schnellzuge nach Neusalz, und von dort nimmt man sich eine moderne gelbe Postkraftkutsche und fährt nach Carolath, jenem wundervollen, großartigen, über der Oder weit hingelagerten Profanbau der Renaissance, der in seiner Art, wenn auch im verkleinerten Maße, ein Gegenstück zu seinem großen barocken Bruder bei Maltsch, dem Leubuser Kloster, ist. Beide Bauten liegen auf einem Hügel über der Oder, und bei beiden Stellen ist die Oder umsäumt von herrlichem Eichenwald (Bild 2). Wenn wir unter dem Schloß Carolath, das im Mai mit dem Fliederschmuck seines Schloßberges immer Tausende und aber Tausende von Menschen anlockt, im Schatten der alten Eichen an der Oder entlangschreiten, erblicken wir über den Wipfeln des Oderwaldes drei Türme, einen massigen, viereckigen Turm mit einem Notdach, einen spitzigen, von der Ferne gotisch anmutenden Turm und einen zierlichen Renaissanceturm mit der dreifachen welschen Haube (Bild 1). Das sind die Türme von Beuthen. Von Carolath gehe man am rechten Oderufer entlang einen stillen Pfad, zur Rechten den leise strömenden und von Schiffen belebten Oderfluß, zur Linken herrlichen Eichenwald, bis man allgemach sich dem Städtlein nähert und es vor sich liegen sieht, wie es auf dem linken steilen Ufer der Oder mit seinen Giebeldächern und Türmen sich aufbaut. Wir überschreiten eine ansehnliche moderne Eisenbrücke, die die Oder und weit das Vorflutgelände überspannt, gehen auf holprigem Kleinstadtpflaster eine mit behaglichen Häusern umsäumte Straße bergan und gelangen bald auf einen auffallend geräumigen Marktplatz von malerischem Reiz (Bild 3). Vor uns an der Ecke der Rathausseite ist ein sandsteinerner Marktbrunnen aus der Zeit von 1900 bis 1914 mit einem gefälligen Knaben, der Fische im Arm trägt, ein Symbol der Stadt, die in ihrem längsgeteilten Wappen einen halben schlesischen Adler und einen Fisch führt, und blicken herüber zur anderen Marktecke auf ein Doppelgiebelhaus, das reich mit Stuck geziert ist, das Hotel „Zum Goldenen Löwen“ (Bild 4). An der anderen Ecke jener Marktseite erhebt sich eine ebenso stattliches Bürgerhaus mit derselben Stuck-

3. Blick vom Turm der Kath. Stadtpfarrkirche auf den Marktplatz zu Beuthen mit Rathaus u. Oderlauf



verzierung. Das Hotel „Zum Goldenen Löwen“ aber, das früher ein schreiendes, den ganzen Markt störendes Wirtshausschild zierte, hat im Jahre 1923 einen neuen Stucklöwen im Sinne seiner alten Giebelverzierung erhalten, im Jahre 1929 wurde nach mehrjährigen Bemühungen das alte schlesische Gasthaus einer sachverständigen Erneuerung seiner schönen Giebel unterzogen. Es verlohnt sich, in das behagliche Wirtshaus einzutreten, und der Fremde wird erstaunt sein, wie sauber und gediegen das altertümliche Haus innen ausgestattet ist unter verständiger Wahrung der schönen alten Innenarchitektur. Da ist die prächtige Balkendecke ganz erhalten. Die Wände sind bekleidet mit guter dunkler Holztäfelung. An dem Hauptbalken steht die Jahreszahl 1694 eingeschnitten. Rechts und links am Portal sind Sitznischen angebracht, die gern am Abend auch heute noch benutzt werden, wenn der Abendfrieden über dem reizenden Markt von Beuthen sich ausbreitet. Gegenüber dieser Marktseite erhebt sich an der anderen Ecke der auffallend hohe stattliche Rathausturm, der in seinen schönen Proportionen dem Marktplatz seine besondere Note verleiht und an dessen Fuße eine Vorhalle angebracht ist in den besten Formen deutscher Renaissance (Bild 5). Unweit des Marktes über die Giebel der Südseite erhebt sich segnend der Turm der katholischen Stadtpfarrkirche.

Wer alte Städte liebevoll durchstreift, der wird stets zuerst die sakralen Bauten vergangener Jahrhunderte besichtigen und alsdann unter den Profanbauten das Rathaus. So müssen wir es auch in Beuthen tun, um den Eindruck dieser lieben kleinen Stadt auf uns wirken zu lassen. Wir dürfen nicht die kleine Mühe scheuen, den Küster aufzusuchen und das Gotteshaus zu betreten. Wer junge Beine hat, der ersteige den Turm; denn von seinen Luken aus hat man einen wundervollen Blick über die Giebeldächer hin weit in die Oderlandschaft und über die Carolather Heide.

Das schlichte Portal der alten Kirche ist in seinen Backsteinziegeln reich mit kreisrunden Näpfchen versehen, jenen merkwürdigen Gebilden, über die schon eine namhafte Literatur geschrieben worden ist. Man nahm an, daß diese Näpfchen, die sich meist an sakralen Gebäuden

befinden, ausgehöhlt worden sind im frommen Aberglauben, um aus dem Ziegelstaub heilkräftige Mixturen zu machen. Die einfache Erklärung eines alten Mannes leuchtet uns aber besser ein, daß die Näpfchen von Kindern herrühren, die ihre Kieselsteine zu glatten Kugeln für das Marmelspiel auf diese Weise bereiteten. An der Ecke des Kirchturmes fallen uns aber eigentümliche Steine auf, in die roh eingeschnitten je ein Schwert und ein Speer gemeißelt sind. Es sind Sühnekreuze, die ihres Kopfbalkens beraubt als Anker und Ecksteine des alten Kirchturmes verwendet worden sind. Ein Geistlicher erwähnt in einem Bericht von 1600 diese damals schon als uralte Steine. Das Kircheninnere wird beherrscht durch eine freundliche lichte Weite, die hervorgerufen wird durch ein großes, ganz schlichtes Tonnengewölbe, in dessen Zwickeln moderne, aber recht gute Deckenbemalung süddeutscher Arbeit uns erfreut, die den barocken Altären geschickt angepaßt ist. In einer kleinen Vorhalle an der Nordseite der Kirche aber werden wir überrascht durch ein Denkmal edelster deutscher Renaissance, das Grabmal Georg von Schönaihs, des großen Wohltäters der Stadt und der ganzen Landschaft, und damit stehen wir mitten in der geschichtlichen Vergangenheit der kleinen Stadt und betrachten ein Denkmal aus dem Höhepunkt von Beuthens Geschichte. Im Verzeichnis der Kunstdenkmäler des Regierungsbezirkes Liegnitz erwähnt Hans Lutsch jenes Denkmal im Jahre 1890 als eines der trefflichsten Denkmäler Schlesiens überhaupt und schreibt, daß sich Inschrift und Baustoff wegen der Übertünchung zurzeit nicht feststellen lassen. Im Jahre 1925 wurde dieses Denkmal anläßlich der Heimatfestspiele Beuthen-Carolath seiner häßlichen Tünche entkleidet und genau untersucht. Dabei stellte es sich einwandfrei heraus, daß es sich um ein Grabmal Georg von Schönaihs handelt, des Mannes, der Beuthen in der Zeit von 1600 bis 1620 so gefördert hat, daß es weit über seine Landschaft hinaus in Schlesien einen vortrefflichen Ruf als Pflegstätte der Wissenschaft besaß.

Georg von Schönaihs war der Neffe des Ritters Fabian von Schönaihs, der als Reitergeneral seines Kaisers, Karls V., ansehnliche Reichtümer sich erwarb und den Grundstock zur Herrschaft Carolath legte. Sein Neffe war kein rauher Krieger, sondern ein typischer Vertreter eines von humanistischem Geiste erfüllten Edelmannes der Renaissance. Matthias von Böhmen, der seinem Bruder, dem Kaiser Rudolf, die böhmische Krone entrissen hat, und der im Jahre 1611 in Breslau einzog und sich huldigen ließ, hat sich den schlesischen Kanzler für seine Hofkammer selbst ausgesucht, und seine Wahl ist auf den Freiherrn Georg von Schönaihs gefallen, jenen Mann der großen Gerechtigkeitsliebe und den Feind aller krummen Wege, wie ihn ein moderner Chronist so trefflich schildert. Er hat erkannt, daß das beste Rüstzeug eines Volkes seine innere Bildung sei, und von diesem Gedanken getragen hat er in seiner Stadt Beuthen ein akademisches Gymnasium gegründet, wie es in Ostdeutschland selten war. Alte Chronisten erzählen von seiner äußeren Gestaltung. Es mag mit seinen malerischen Giebeln zu den stattlichsten Schöpfungen der Renaissance gehört haben. Mehrere Stockwerke nahmen die Alumnen auf. Vierzehn Wohnzimmer und mehrere Schlafsäle standen zu ihrer Verfügung. Zwei lange Seitenflügel zogen sich vom Hauptgebäude nach Süden. Sechzehn Lehrerwohnungen waren vorhanden. Der geräumige Hofraum diente der Schuljugend als Tummelplatz. Das Beuthener Gymnasium umfaßte drei Schularten, eine Vorschule, ein Gymnasium und eine Akademie. Die Hauptunterrichtsfächer des Gymnasiums waren: Religion, Latein, Griechisch,

Beuthen a. d. Oder



4. Das Hotel „Zum goldenen Löwen“



5. Vorhalle am Rathaus



6. Portal des ehemaligen
Schönaich-Gymnasiums

Mathematik, Rhetorik und Dialektik. Die Akademie aber bot Gelegenheit zum Studium der Theologie, der Rechtswissenschaft, Physik, Medizin, Geschichte, Ethik, Politik, Beredsamkeit, Mathematik und Astronomie. An dieser Beuthener Akademie errichtete Georg von Schönaiach einen Lehrstuhl der Sitten, eine Professur, die sonst keine andere Hochschule jener Zeit besaß. 1616 wurde dieses Gymnasium feierlich eröffnet. 1617 ließ sich der erste Buchdrucker in Beuthen nieder. Er stammte aus Wittenberg. Die Zahl der Schüler wuchs. Die meisten stammten aus Polen, Böhmen, Mähren, den Lausitzen, der Mark, auch aus Westfalen und der Pfalz. Die Unwetter des Dreißigjährigen Krieges ballen sich zusammen, und ein Jahr nach ihrem Ausbruch schließt Georg von Schönaiach seine geistdurchglühten Augen. Er hat den Untergang seiner liebsten Schöpfung nicht mehr erlebt. Der flüchtende Winterkönig, Friedrich V. von der Pfalz, erhielt nach der Schlacht am Weißen Berge Gastfreundschaft im Stadthause der Schönaiachs zu Beuthen. 1622 ging die Strafe des Kaisers auf die unglückliche Stadt nieder. Hannibal von Dohna quartierte sich im Gymnasium ein. 1628 werden alle Lehrer und Schüler vertrieben. Lichtensteiner Dragoner bekehren die Beuthener, und am 20. Dezember 1628 schlossen die Wiener Kommissare die Schule, die auch Andreas Gryphius und Martin Opitz als Schüler beherbergt hatte. Der schöne Bau wird Militärmagazin der Kaiserlichen Kammer zu Glogau. Die Schulräume werden Schüttböden für 60 000 Scheffel Getreide. 1640 benutzen es die Schweden als Proviantmagazin, und am Ende des unseligen siebzehnten Jahrhunderts vernichtet ein großer Stadtbrand den schönen Bau, von dem nichts übrig blieb als das Hauptportal (Bild 6), das an der Ostseite der evangelischen Kirche eingelassen ist und in seiner Vornehmheit Zeugnis von der einstigen Schönheit noch heute ablegt. Das ist das eine Denkmal, das uns aus Beuthens Blütezeit und zugleich aus seiner tiefsten Notzeit erhalten ist.

Und das andere Denkmal ist eine merkwürdige kleine Inschrift, die den Schlußstein eines Renaissance-Portales bildete, und die der kunstverständige Besitzer anlässlich der Heimatfestspiele Beuthen-Carolath im Jahre 1925 aus seinem Hofversteck, in das diese Inschrift mit Resten des ehemaligen Portales vermauert war, hervorholen und zu dauernder Erinnerung an der Apotheke am Markt anbringen ließ. Die Inschrift lautet:

„Der Cosaggen Vorüberzug
verursacht hier ein groß Unfug
es litten ihr viel Trübsal hart
gleich als dies Haus gebauet wart.

Sibi et posteritati

Christoph Aschenborn. Consul.“

Diese Inschrift ist ein schlichtes steinernes Denkmal der Leiden, die Beuthen im Jahre 1622 anlässlich des Durchzuges polnischer und russischer Hilfsvölker Kaiser Ferdinands zu erdulden hatte. Nach den Scharen des Mansfelders suchen spanische Panzerreiter Beuthen heim, nach ihnen die Lichtensteiner. Pechmanns Dragoner und die berühmten Zwanziger Michels von Pelzig. Der Wallensteiner ist abgezogen. Graf Hannibal von Dohnas Scharen haben Beuthen verlassen. Da endlich vollenden die letzten, die Kroaten, das, was an Qualen noch nicht über diese arme Stadt ausgeschüttet wurde, und was die Kriegsfurie nicht getan hat, das vollendet die Pest. Die Stadt Beuthen und ihre einst blühende Landschaft ist ein leeres, verödetes Land.

Dem Nachfolger Georg von Schönaichs, dem unglücklichen Freiherrn Johannes von Schönaich, werden die erschütternden Worte in den Mund gelegt: Man will Feierabend mit uns machen.

Diese Gedanken an eine glückliche und an eine todtraurige Vergangenheit bewegen uns, wenn wir die kleine Stadt durchschreiten; es mutet uns als ein Zeichen unerschöpflicher Volkskraft an, daß kaum 50 Jahre nach diesen unsäglich bedrückenden Leiden schlesische Handwerker und Bürger in Beuthen nach dem großen Stadtbrande wieder soviel Freude und Mittel haben, ihre Bürgerhäuser so schön und fröhlich zu schmücken, wie es das Ende des unglücklichen siebzehnten Jahrhunderts in dieser kleinen Stadt mit seinen heute noch bewunderungswürdigen Stuckarbeiten an den Giebelhäusern getan hat. Das achtzehnte Jahrhundert bricht an. Der „ehrengachte“ Christoph Schönpflug, Stuckateur- und Maurermeister, hat 1728 „seinen Aeltern, sich und den Seinigen“ ein artiges und zierliches Gruftkapellchen als letzte irdische Wohnung auf dem Kirchhof errichten lassen, geziert mit seinem Selbstporträt an der Decke und geschmückt mit besinnlichen und bewegten Sprüchen.

Wieder braust der Krieg über schlesisches Land. Die Truppen des jungen Preußenkönigs passieren wiederholt die kleine Stadt, und am Ende des verhängnisvollen Jahres 1759 sieht Beuthen eine kleine Meile südlich von seinen Mauern ein Feldlager des Großen Königs, der nach der Schlacht bei Kunersdorf sich geordnet nach Schlesien zurückgezogen, während nördlich auf den Höhen von Nenkersdorf Fouquet und Prinz Heinrich verschanzt lagen. Auf derselben Oderseite lagern die Russen und wagen den geschlagenen Löwen nicht anzugreifen. Sie ziehen nachts auf einer Pontonbrücke zwischen Beuthen und Carolath über die Oder und verbrennen diese Brücke. Die Stadt träumt weiter. Sie sieht wie alle niederschlesischen Städte die Durchzüge französischer Truppen, und in der Behaglichkeit der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wird sie zur Garnison einer Schwadron Dragoner. Selten ist eine Stadt so militärfremd gewesen wie die kleine Oderstadt, und als aus Zweckmäßigkeitsgründen in den achtziger Jahren die Schwadron aus Beuthen verlegt wird, ertönen die beweglichsten Klagen, die ihren köstlichsten Ausdruck in den originellen Zeilen eines volkstümlichen Reimeschmiedes gefunden haben:

„Sanft und ruhig wie im Schlummer
Geht's in Beuthen jetzt einher,
Haus für Haus, in keiner Nummer
Ist nun kein Dragoner mehr.
Schwertgeklirr, Trompetenschall
Ist verstummt, bedenkt den Fall!“

Ehe wir aber Beuthen verlassen, müssen wir noch einen kleinen Weg auf den Friedhof antreten; denn hier finden wir eine Fülle schöner Denkmäler, vornehmlich aus der Zeit des Barockes, die bemerkenswert sind, u. a. das Grabmal eines Ehepaares Kupferwolf, die in der reichen Gewandung ihrer Zeit ein eigenartiges Denkmal vergangener Kultur darstellen.

Wenn auch die kleine Stadt recht arm ist und ihre Bewohner allenthalben von der Ungunst der Gegenwart bedrückt werden, so ist ihr mit ihrem gemütvollen Äußeren zu wünschen, daß sie immer wieder einmal Männer findet, die mit Gemeinsinn ausgestattet diese Stadt fördern, soweit es in ihren Kräften steht und solange nur immer die Möglichkeit und die Gelegenheit sich hierzu bietet.

Hans Zielowsky

Von Dr. Peter Epstein

Unter den jungen schlesischen Komponisten nimmt Hans Zielowsky eine abseitige Stellung ein; er ist der ausgesprochene Lyriker unter ihnen, und sein Schaffen bezeugt, daß er sich der Vorzüge wie der Grenzen seines Talentes stets bewußt geblieben ist. So entstanden mehrere Liederzyklen und viele Einzelgesänge, zum Teil mit Begleitung eines Orchesters oder mehrerer Soloinstrumente. An diesem Hauptgebiet Zielowskys läßt sich auch seine Entwicklung deutlich ablesen, ein Weg, der den als Autodiakten herangereiften Musiker in immer strengerer Zucht und Selbstbeschränkung zeigt. Die beiden Lieder unserer Notenbeilage geben ein Beispiel hierfür: Im Wiegenlied eine sehr anheimelnde, poetische Vertonung, die indes weder in der Harmonik noch im Satz gewohnte Bahnen verläßt. Ganz anders dagegen das einem jüngst entstandenen geistlichen Liederheft entnommene Gedicht „Der Gottsucher“; wenige streng durchgeführte Stimmen verbinden sich hier mit dem Gesang zu einem Satz von herber Schönheit. Die ursprüngliche Fassung ist für Gesang, Flöte und Orgel geschrieben; auch das Marienlied ist, außer der Klavierfassung, in anderer Form als Orchesterlied vorhanden.

Im übrigen Liedschaffen wie in diesen beiden Proben finden sich Beispiele einer vieles umfassenden Ausdrucksfähigkeit. Von den schneidenden Sekunden im Klavierpart des Hesse-Liedes „Der Tod ging nachts durch eine Stadt“ bis zur „Dreikönigslegende“, in deren Orchesterbegleitung alte Weihnachtslieder anklingen, und von solchen Gesängen religiöser Haltung zu den übermütigen Kinderliedern — das sind weite Abstände; sie bezeichnen zugleich die seelischen Bezirke, in denen der Lyriker Zielowsky beheimatet ist. Eins dieser Gebiete verdient indessen besonders hervorgehoben zu werden: die Welt des Kindes. In den „Kinderliedern“ (Text von Schaukal) stehen lustige und besinnliche Weisen schlichtester Formung nebeneinander. Ein kleines Klavierstück, zu Übungszwecken für Kinderhand geschrieben, offenbart eine Spezialbegabung für dieses Genre, deren Pflege man Zielowsky ans Herz legen möchte. Der Schles. Rundfunk ließ sich eine „Musik für Kinder“ schreiben. Die kleine Suite für Kinderinstrumente hat gewiß manchen kleinen und großen Hörer erheitert. Eine reizende Scherzkomposition ist schließlich zu nennen: Spittelers „Hauspruch“, vertont als Gesangswalzer mit Begleitung eines Bläserquintetts mit Kontrabaß.

In die Linie der vokalen Arbeiten fügen sich die bisher an Zahl geringen Kammermusikwerke zwanglos ein. Genannt sei eine Flötensuite von 1925 als Beweis des eifrigen Studiums alter Formen und eine Choralsonate für Orgel und Violine, der Versuch, der Kirche kammermusikalische Formen dienstbar zu machen. In dieser C-moll-Sonate steht wohl als der bestgelungene Satz ein schönes Adagio: die strenge Bearbeitung einer Choralweise, die der Violine als Cantus firmus zugewiesen ist. In dieser Richtung, der Ausbildung eines eigenwüchsigen linearen Tonsatzes von kühner harmonischer Logik, ist vielleicht das Beste zu erwarten, was Zielowsky zu geben hat. Denn dieser Künstler, von dem man wohl annehmen darf, daß er ohne allzuviel Beachtung der musikalischen Umwelt seinen bisherigen Weg gegangen ist, hat aus sich heraus von poetisierender Romantik her den Zugang zu einer strafferen und persönlicheren Ausdrucksart gefunden. Damit ging er den Weg, um den alle die sich heute bemühen, denen es ernst ist um die Erneuerung der Musik aus dem Geiste — und gegen den Ungeist — einer anders gewordenen Gegenwart.

Maria singt

(Anna Oelerich)

Hans Zielowsky

Pastorale

1. — 3. Schlaf — — — — —, mein

p

1. — 3. Him - mels - kin - de - lein — — — — — !

1. In dei - nem har - ten Krip - pe - lein!
2. Die Men - schen den - ken nim - mer dein;
3. Die Win - de sol - len stil - le sein

Die an - dern Kin - der lie - gen in
Die Tier - lein nur die from - men, die
und dei - nen Schlaf nicht stö - ren, die

ei - ner wei - chen Wie - gen.
 mö - gen zu dir kom - men. *pp* 1.—3. Schlaf Je - su - lein, schlaf!
 Eng - lein sollst du hö - ren.

Schlaf Je - su - lein, Je - su - lein schlaf — — — — !

Der Gottsucher

Flöte oder Violine

(Gedicht von Gustav Schöler)

Hans Zielowsky

Gesang

Quasi recitativo

cres - cen - do

Ich ha - be Gott ge - sucht und fand ihn nicht. Ich schrie em - por und bet - tel - te ins Licht.

Klavier *p*

Andante

pp

pp Da, wie ich wei-nend bin zu-rück - ge-gan-gen, faßt's lei - se mei-ne Schul-ter:

pp

„Ich bin hier, ich ha-be dich ge-sucht und bin bei

dir — — — — —.“ Und Gott ist mit mir heim - - - ge - gan - gen.

Christian Gottfried Nees von Esenbeck und Goethe

Von Professor Julius Schiff

Von Goethes erster bedeutenden naturwissenschaftlichen Leistung aus dem Jahre 1784, der Entdeckung, daß „dem Menschen wie den Tieren . . . ein Zwischenknochen der oberen Kinnlade“ als Träger der oberen Schneidezähne zuzuschreiben ist, berichtet jede Goethebiographie, ebenso davon, daß seine Abhandlung hierüber von den Fachgelehrten abgelehnt wurde und ungedruckt blieb. Dies ist daher allgemein bekannt. Wer aber, selbst von guten Goethekennern, weiß wohl, daß der Dichter siebenundvierzig Jahre später, also nahe dem Ende seiner Tage, den verdienten Triumph erlebte, daß diese Arbeit nebst seinen schönen Schädelzeichnungen unverkürzt veröffentlicht wurde, und weiter — wer weiß, daß er diesen Triumph einem Mitglied der Breslauer Universität und einer von diesem geleiteten, damals in Breslau erscheinenden akademischen Zeitschrift zu verdanken hatte? Von ihm, dem getreuen Jünger und wissenschaftlichen Freunde Goethes, soll im folgenden berichtet werden.*) —

Christian Gottfried Nees von Esenbeck stammte trotz seines adeligen Namens aus bescheidenen Verhältnissen. Er war ein Mann des Volkes und fühlte sich als solcher, auch als ihm hohe wissenschaftliche Ehrungen und Auszeichnungen von Fürsten zu teil geworden waren, und er ist — was vorausgenommen werden mag — durch eine zu weit gehende Betätigung seiner volksfreundlichen Gesinnung, die allerdings mit einem Mangel an Selbstkritik verbunden war, nach einem langen, den höchsten Idealen geweihten Leben in tragischer Weise zu Grunde gegangen. Von seinem Lebensgang kann hier nur das Wichtigste mitgeteilt werden. Im Jahre 1776 geboren, bezog er mit 20 Jahren die Universität Jena, wo er Medizin, Botanik und Philosophie studierte und sich in enthusiastischer Weise an Schelling, dessen naturphilosophischen Spuren er bis ins hohe Alter gefolgt ist, anschloß. In Gießen erwarb er die medizinische Doktorwürde. Im Jahre 1800 ließ er sich in seiner hessischen Heimat als Arzt nieder, wählte aber, nachdem ihm seine nach kurzer Ehe verstorbene Gattin ein kleines Gut bei Kitzingen am Main hinterlassen hatte, dieses zum Wohnsitz und verzichtete auf die ärztliche Tätigkeit. Hingegen widmete er sich als Privatgelehrter zoologischen und besonders botanischen Untersuchungen sowie einer ausgebreiteten schriftstellerischen Tätigkeit, wurde auch im Jahre 1816 Mitglied der sehr angesehenen „Kaiserlichen Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher“. Seine Muße, in der er auch umfangreiche Sammlungen angelegt hatte, gab er im Jahre 1817 auf und nahm eine Berufung an die Universität Erlangen an. Schon im folgenden Jahre verließ er Erlangen wieder und ging als Professor der Botanik nach Bonn, wo er eine sehr umfassende wissenschaftliche und Lehrtätigkeit ausübte, auch zusammen mit seinem ebenfalls als Botaniker hervorragenden Bruder einen botanischen Garten schuf. Gleichzeitig übernahm er das Amt des Präsidenten der bereits genannten Akademie. Als solcher wirkte er mit großem Erfolg und brachte vor allem die „Nova Acta“, die Verhandlungen der Akademie, derart in die Höhe, daß sie zu einer naturwissenschaftlichen Zeitschrift von höchstem Range, wie sie Deutschland vorher nicht

*) Gleichzeitig als Ergänzung meines Aufsatzes „Der alte Goethe und Schlesien“ (Schlesische Monatshefte 1928 S. 426).

besessen hatte, wurden. Im Jahre 1830 ging er von Bonn ebenfalls als Professor der Botanik und Direktor des botanischen Gartens an die schlesische Universität. Auch hier war er zunächst nur wissenschaftlich tätig. Als aber in den vierziger Jahren die Wogen der Volksbewegung immer höher schlugen, genügte ihm das Katheder nicht mehr, und er trat als ein Anwalt nicht nur des Bürgertums, sondern vor allem des Arbeiterstandes in die politische Bewegung ein. Im Revolutionsjahre schickte ihn Breslau in die Nationalversammlung nach Berlin. Allmählich wurde er immer mehr zum politischen Kämpfer und geriet wie zum Staate so auch zur Kirche in schärfsten Widerspruch. Hierbei war er von Übertreibung und Fehlschritten nicht immer freizusprechen. Trotz alledem war das Vorgehen der Regierung gegen ihn nicht zu rechtfertigen; es gipfelte darin, daß der hochverdiente Gelehrte als sechsundsiebzigjähriger Greis ohne Gewährung eines Ruhegehältes abgesetzt wurde. Er blieb in Breslau, trotz kümmerlicher Verhältnisse weiter für seine Ideale kämpfend, und starb in der ihm längst zur Heimat gewordenen Stadt im Jahre 1858*).

Seit seiner Studentenzeit stand Nees unter dem Einflusse des Goethischen Geistes; insbesondere wurde ihm die „Metamorphose der Pflanzen“ zu einer Offenbarung. Man weiß, daß dieser Schrift und überhaupt den botanischen wie zoologischen Untersuchungen des Dichters die großartige Idee zu Grunde lag, die verwirrende Vielheit der Lebensformen auf die Einheit oder, wie er auch sagt, auf den Typus zurückzuführen. Für die Pflanze im besonderen führte er dies durch, indem er nachwies, daß alle Anhangsorgane des Stengels, Samenblätter, Laubblätter, Kelch- und Blumenblätter, Staubfäden usw., umgewandelte Formen desselben typischen Uroorgans, das er mangels eines besseren Namens auch mit dem Namen Blatt bezeichnete, seien. Freilich stießen solche Ideen bei den zünftigen Gelehrten, die die Aufgabe der Wissenschaft vorzüglich in der Beschreibung und Klassifikation der fertigen Formen sahen, auf Unverständnis. Anders war es bei dem jugendlich aufgeschlossenen Nees von Esenbeck, der rasch den Wert der Metamorphosenlehre erkannte und sie mit einem sorgfältigen Studium ausgewählter Geschlechter höherer und vor allem auch kryptogamischer Pflanzen zu verbinden beschloß. Solchem Studium ist er, wie gleich gesagt werden mag, mit eisernem Fleiß und gutem Erfolg sein ganzes Leben hindurch treu geblieben.

Goethe wurde auf den fast ein Menschenalter jüngeren Anhänger schon in der Zeit, wo dieser als Privatgelehrter auf seinem Gute lebte, aufmerksam, und zwar vor allem wegen seiner Mitarbeit an der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung“. In dieser bekanntlich von Goethe begründeten Zeitschrift hatte Nees nämlich zahlreiche Besprechungen veröffentlicht, die des Meisters Beifall fanden. Er kam im Jahre 1805 sogar auf den Gedanken, Nees als Honorarprofessor nach Jena zu berufen; er sei, so schreibt er an Eichstädt, den Redakteur der Literaturzeitung, eine „von den gründenden Naturen, die wir jetzt so nötig brauchen“. Die Verhandlungen zerschlugen sich jedoch durch den Krieg. Ein unmittelbarer brieflicher Verkehr zwischen Goethe und Nees fand jedoch damals noch nicht statt. Erst zehn Jahre später beginnt ein Briefwechsel zwischen ihnen, der unter den zahlreichen Briefwechseln Goethes einer der bedeu-

*) Hubert Winkler, Professor der Botanik an der Universität Breslau, hat in den „Schlesischen Lebensbildern, Bd. 11, 1926“ und auch an anderen Stellen die Persönlichkeit und die wissenschaftliche Bedeutung Nees von Esenbecks gewürdigt, jedoch ohne auf seine Beziehungen zu Goethe einzugehen.

tendsten und umfangreichsten ist, leider aber bisher nicht selbständig und auch nur unvollständig veröffentlicht wurde. Er besteht aus 61 Briefen Goethes und 77 Briefen von Nees. Sie betreffen hauptsächlich das naturwissenschaftliche Gebiet, behandeln daneben aber auch allgemeinere Fragen, wie Literarisches usw. Es ist dies sehr bedeutsam, denn mit der großen Mehrzahl seiner naturwissenschaftlichen Freunde besprach der Dichter nur Fachliches. Er hatte eben rasch erkannt, daß Nees nicht nur ein vorzüglicher Forscher und ein Mensch von zuverlässigster Treue war, sondern daß er sich — auch hierin sein Jünger — durch umfassende Bildung und einen sehr weiten Interessenkreis auszeichnete*).

Nees war, als er seinen ersten Brief 1816 an Goethe richtete, bereits vierzig Jahre alt und ein namhafter Gelehrter, dennoch aber empfand er „eine sehr mädchenhafte Verlegenheit“, vor den großen Mann zu treten, aber er kam mit dem Besten, was er zu geben hatte. Es war dies ein soeben erschienenes Werk über das Reich der Pilze, das zwar in manchen Abschnitten durch den Geist der damaligen Naturphilosophie ungünstig beeinflusst erscheint, aber in der Hauptsache dennoch jene damals noch wenig erforschten Lebewesen in durchaus sachlicher Weise beschreibt und klassifiziert. Das begleitende Schreiben schloß mit folgenden Worten: „Ich habe an diesem Brief, der eigentlich gar nichts enthält, einen halben Morgen geschrieben, obgleich es mir sonst ziemlich schnell von der Feder fließt. Aber vieles schwebte mir vor; alles, was Sie mir sind, was Sie dem Zeitalter sind, was Sie der spätesten Nachwelt noch sein werden. Gott erhalte Euer Exzellenz!“ Goethe, der Freund des unmittelbaren Schauens und der sonnigen Blütenwelt, hatte zwar sonst für die „Vegetation des Feuchten und Dunklen“ wenig übrig, aber dennoch interessierte ihn die Schrift ungemein, und er antwortete rasch in anerkennendem Sinne. Er sei zwar „mit diesen Geschöpfen der Nachtseite, die am Tageslicht mikroskopisch und dem unbewaffneten Auge entzogen“ seien, wenig bekannt, aber die Gesetze der Umwandlung und Umgestaltung seien gerade an ihnen in ihrem elementarsten Wirken erkennbar. Man sieht, daß er mit Befriedigung einen Fortbildner seiner Metamorphosenlehre hier am Werk sah.

So war der briefliche Verkehr beider Männer in vielverheißender Weise eingeleitet, und dem entsprach seine weitere Entwicklung. Nees berichtet alles, was ihn bewegt, und Goethe nimmt alles freundlich auf, spendet auch dem jüngeren Freunde manches Wort seiner Lebensweisheit. Als dieser den Übergang zum Universitätslehrer vollzogen hatte, schreibt er ihm: „Es ist ein großer Gewinn, wenn man genötigt ist, sich mündlich mitzuteilen, besonders der Jugend“. Sicherlich hat Nees die Wahrheit dessen in der langen Zeit seiner Lehrtätigkeit erkannt, wenn er auch einmal in unzufriedener Stimmung sagt, der Lehrstuhl verderbe vieles, denn „er nötigt manches zu lehren, was man nicht weiß, und . . . manches nicht zu wissen, weil man es nicht lehrt“. Nicht minder nahm Goethe regen Anteil an dem Neuaufbau der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie, von dem Nees oft berichtet. Er verschaffte ihm auch für diese die Gunst des Großherzogs Karl August und des Nachfolgers dieses Fürsten. Er warnte

* Die Briefe von Goethe (vgl. Sophienausgabe Abt. IV) sind als Schenkung des Breslauer Redakteurs Dr. Moritz Elsner in das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar gelangt, wo auch die Briefe von Nees (die veröffentlichten gedruckt in Goethes „Naturwissenschaftlicher Correspondenz, herausgegeben von Bratranek 1874“) liegen. Der Direktion des Archivs, die mir Einsicht auch in die unveröffentlichten Briefe von Nees von Esenbeck gestattete, sei auch an dieser Stelle der gebührende Dank ausgesprochen.

ferner davor, die Akademie, statt sie selbständig zu erhalten, zu einem übergeordneten Mittelsorgan und aller möglichen einzelnen Gesellschaften zu machen. Das würde nach „Autorität“ schmecken, die „den Deutschen immer verhaßt war, lieber sich nach Individuen umsehen und diese um sich versammeln“. Nees folgte dem Rat und hatte tatsächlich den Erfolg, viele vorzügliche Männer zur Mitarbeit zu gewinnen. Auch das Volksleben des Rheinlandes gab dem Bonner Professor Stoff zu Mitteilungen. Seine Berichte über den glänzenden Verlauf des Kölner Karnevals im Jahre 1824 begeisterten den Dichter sogar zu einer Besprechung des Festes in seiner Zeitschrift „Kunst und Altertum“.

Wie schon gesagt wurde, ist es bemerkenswert, daß der in diesem Punkte sonst so zurückhaltende Dichter mit Nees von Esenbeck gern auch über literarische Fragen sich aussprach. Den ersten Anlaß hierzu gab ein Divanlied, das er einem Schreiben an Nees beifügte. Tiefgerührt dankte dieser für das „zarte tiefsinnige Gedicht“; ein solches Geschenk erhebe ihn und mahne ihn zugleich zur Demut, er werde es wie ein Kleinod bewahren. Auch weiterhin erhält er literarische Gaben, besonders die „Hefte zur Morphologie“, in denen auch bedeutende Gedichte zwischen den naturwissenschaftlichen Aufsätzen eingestreut waren, und die Hefte „Kunst und Altertum“ mit ihren zumeist theoretischen Aufsätzen. Die Dankbriefe von Nees zeigen, daß er Goethe auch als Dichter versteht. Mit Begeisterung spricht er von „Dichtung und Wahrheit“ und den „Wanderjahren“, und wenn ihm Goethe schreibt, die „Trilogie der Leidenschaft werden Sie nicht ohne Teilnahme vorüberlassen“, so hatte er sicherlich richtig vorausgesehen. Auch auf dem Gange in die Weltliteratur folgte der Jünger dem Meister und hörte mit Befriedigung, daß Byron seinen „Sardanapal“ dem deutschen Dichter gewidmet habe. Zu den bedeutendsten Erzeugnissen der letzten Lebensjahre Goethes gehört bekanntlich die Helenadichtung. Goethe hatte sie als Jüngling begonnen und mit Entfaltung höchster Willenskraft als Achtundsiebzigjähriger vollendet; mit Recht konnte er daher dem Freunde schreiben, er schleiche der „dreitausendjährigen Helena“ schon über sechzig Jahre nach und habe sie jetzt „mit einem gewaltsamen Anlaufe endlich zum übereinstimmenden Leben“ gebracht. Nees antwortet mit feinem Verständnis, Goethe genieße eben „der unsterblichen Jugend des Genius“. Widerspruch äußert er nur, als Goethe die Gesamtausgabe seiner Werke als „Ausgabe letzter Hand“ bezeichnet; er hofft, sie werde diesen Titel nicht verdienen. „Mögen Euer Exzellenz“, so schließt er seinen Brief, „noch viele Auflagen dieser vollständigen Ausgabe, unbemüht, erleben“.

Neben Botanik und Zoologie spielen im Briefwechsel beider Männer auch die übrigen naturwissenschaftlichen Disziplinen eine Rolle. Mehrfach ist die Rede von den Beziehungen zwischen Magnetismus, Erdmagnetismus und Galvanismus, insbesondere im Anschluß an die Anregungen, die Goethe durch einen Besuch des berühmten Dänen Oersted empfing. Von Meteorologie, obgleich sie dem Dichter in seinen höheren Jahren sehr am Herzen lag, hören wir nur wenig, viel hingegen von Optik und Geologie. Was die Optik betrifft, so äußert sich Nees zwar als Gegner der „Zunft“ im Sinne seines Meisters, scheint aber doch dessen Farbenlehre nicht ganz zu billigen. In seinem „Handbuch der Botanik“ spricht er wenigstens in dem Abschnitt „von der Farbe der Pflanzen“ ganz im Sinne Newtons von den sieben prismatischen Farben und rechnet zu ihnen auch Grün, das nach Goethe ja keine selbständige Farbe ist. Goethe fühlte

sich hierdurch tief gekränkt, wohl um so mehr, als das Buch ihm gewidmet war, doch gelang es Nees, der über sein Ungeschick wahrhaft verzweifelt war, ihn sehr bald wieder zu versöhnen. In der Geologie stimmten hingegen ihre Ansichten durchaus überein, denn auch Nees zog den Neptunismus als Ursache der Gesteinsbildung dem Plutonismus vor. Übrigens äußerte sich Goethe in den Briefen an Nees über die Vulkanisten milder als sonst und gesteht sogar zu, daß die Entstehung des Basalts „problematisch“ sei. Er bedauert, daß sein hohes Alter ihm nicht mehr anstrengende Reisen gestatte, sonst würde er nach Bonn kommen und zusammen mit Nöggerath, dem dortigen Geologen, das erloschene Vulkangebiet der Eifel durchwandern. „Warum bin ich nicht mehr so leicht auf den Füßen als zur Zeit, wo ich die unnützen Reisen in die Schweiz tat, da man glaubte, es sei was Großes getan, wenn man Berge erklettert und angestaunt hatte“. Nees antwortete auf solche Geständnisse stets mit Teilnahme und jeden Widerspruch klug vermeidend. Einem Berichte über die Untersuchungen Mitscherlichs, der bemerkenswerte Analogien zwischen Hüttenschlacken und Basaltmasse nachgewiesen hatte, fügte er sogar die Worte hinzu: „Auf jeden Fall steht M., meines Erachtens, ganz da, wo einer am leichtesten von Eilschlüssen und Vorurteilen überwältigt werden kann“. Man sieht, er verstand die Empfindlichkeit des alten Herrn zu schonen.

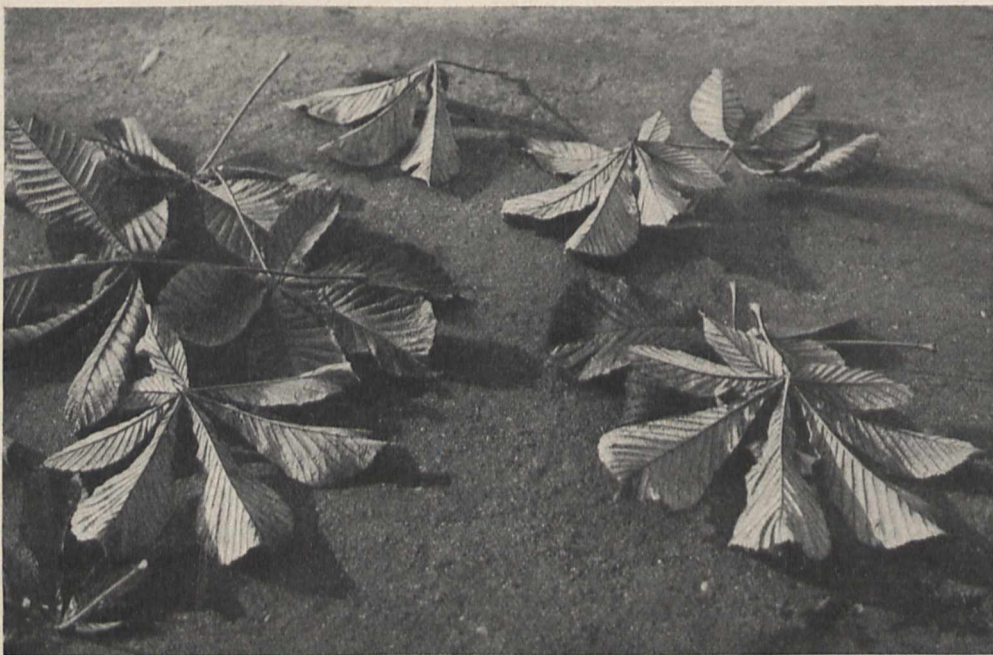
Wie schon angedeutet wurde und nach der wissenschaftlichen Einstellung beider Männer verständlich ist, handelt es sich in ihrem Briefwechsel überwiegend um die organische Natur, um jene Wissenschaft also, die Goethe Morphologie benannt hatte und die außer Zoologie und Botanik auch Entwicklungsgeschichte und vergleichende Anatomie in sich begriff. Nees fühlt sich auf diesen Gebieten, besonders in ihrem Kernstück, der Metamorphosenlehre, als Schüler des großen Mannes. Dieser aber sieht in ihm mehr als einen Schüler, nämlich den an Einzelkenntnissen ihm überlegenen Forscher, den die Vorsehung ihm gesandt habe, um sein Werk weiterzuführen und, wenn möglich — — zu vollenden. Wie weit Nees diese Erwartungen erfüllt hat, ist hier nicht zu untersuchen; unzweifelhaft aber kommt ihm das Verdienst zu, durch seinen glühenden Eifer den Meister wenigstens zeitweise zur Morphologie zurückgeführt zu haben. Dieser spricht es wiederholt aus, daß er sich durch den jüngeren Freund angeregt fühle, seine alten Papiere „über Bildung und Umbildung“ wieder vorzunehmen. „Wie wichtig muß es mir sein, daß ich ein Geschäft, das ich vor dreißig Jahren anfang, nunmehr in so guter Gesellschaft . . . rekapitulieren und meine früheren Vorsätze durch andere glücklich vollendet sehen kann“. Was bei dieser Durchsicht alter Papiere an unveröffentlichten Niederschriften und Zeichnungen gefunden wurde, wanderte nun allmählich zu Nees, der alles ebenso gründlich als liebevoll nachprüfte. Für Zoologisches, wovon zunächst die Rede sein soll, zog er seinen in der Anatomie sehr sachkundigen Amtsgenossen Eduard d'Alton als Berater hinzu. So wurden beispielsweise Goethes sehr sorgfältige Schädelzeichnungen fachmännisch bearbeitet, ebenso seine Niederschriften über den Jenaischen Urstier wie über sonstige fossile Skelette und schließlich alles der Veröffentlichung zugeführt. Hierbei erinnerte sich Goethe auch wieder seiner ersten und bedeutendsten anatomischen Arbeit, der Untersuchung über den Zwischenkiefer, die nun endlich — worauf schon eingangs hingewiesen wurde — zur Genugtuung des greisen Verfassers ohne Kürzungen und mit den zugehörigen Abbildungen in den „Nova Acta“ der wissenschaftlichen Welt übergeben werden konnte.

Die Botanik ist das Lieblingsgebiet beider Männer. Fortgesetzt teilen sie sich Beobachtungen und Gedanken aus dieser Wissenschaft mit und sind bestrebt — vor allem auch durch Übersendung von Schriften und Pflanzenmaterial —, sich gegenseitig zu fördern. So übermittelt Goethe dem jüngeren Freunde Stücke des von ihm kultivierten, aus Italien stammenden Pilzsteins, der „Pietra fungaja“, und hofft, dieser werde auch hier „die Gesetze der Umwandlung und Umgestaltung“ nachweisen können. Umgekehrt überreicht Nees dem Dichter, dessen Vorliebe für die Enziane ihm bekannt war, eingelegte Exemplare dieser Familie, läßt ihn auch durch Sendung eines Sortiments von Samen an seinen Züchtungsversuchen wertvoller Asternsorten teilnehmen. Auch sonst versorgt Nees Goethe und durch ihn den ja ebenfalls botanisch sehr interessierten Großherzog mit seltenen Pflanzen und hört es mit Freude, wenn sie im Weimarer Belvederegarten gedeihen. Bekanntlich hatte Goethe eine besondere Schätzung für das Sproßblatt, *Bryophyllum calycinum*, eine unscheinbare tropische Pflanze aus der Familie der Fettgewächse, die er wegen ihrer Fähigkeit, nicht nur aus den Samen, sondern auch aus den Blättern junge Pflänzchen hervorzubringen, als ein Sinnbild ewigen Lebens betrachtet und sogar in schönen Versen besungen hat. Auch von dieser „pantheistischen Pflanze“ erhält Nees Proben, und zwar mit dem Hinweis, es sei hier „alles in Einem und aus Einem . . . mit Augen zu sehen“. So gehen fortgesetzt Sendungen zwischen den beiden hin und her, darunter selbst tote Fliegen, an denen jene schimmelartigen oder fadenartigen Bildungen, auf die Goethe zuerst hingewiesen hat, zu beobachten waren. Von den vielen Untersuchungen, mit denen Nees in jenen Jahren beschäftigt war, erregt seine Mitarbeit an dem großen, von Ph. von Martius herausgegebenen Reisewerk über die brasilianische Flora Goethes höchstes Interesse. Viel ist ferner in den Briefen beider auch von dem als Erforscher der australischen Flora und auch als Morphologen sehr verdienten Engländer Robert Brown die Rede. Nees berichtet, daß er seine Werke in deutscher Übersetzung herausgebe, und findet für seine — tatsächlich sehr wertvolle — Bearbeitung ausdrückliche Zustimmung. In einem dieser Briefe führt er im Anschluß an sachliche Mitteilungen eine hübsche Gegenüberstellung von Brown und Goethe durch. Der englische Forscher habe eine „rein empirische und beim Einzelnen beharrende Art zu morphologisieren“ und habe selbst „bei leiblicher Anwesenheit auf Neuholland“ nur in solchem Sinne das „Prinzip des Pflanzenlebens und der Pflanzenentwicklung“ geschaut. Bei dem deutschen Dichter hingegen erscheine dieses Prinzip „als eine Abspiegelung eines italienischen Frühlings in dem philosophischen Geist, dem das schaffende Wort eingeboren wurde“.

Das für Nees von Esenbeck charakteristische Bild vom italienischen Frühling zeigt, wie enthusiastisch und gleichzeitig wie innig seine Verehrung für Goethe war. Er hat diese schöne Gesinnung, wie bereits mitgeteilt, durch Widmung von Schriften, durch Veröffentlichung vorher unbeachteter Goethischer Abhandlungen in seinen Akademieverhandlungen und sonst auf jede mögliche Art bekundet. Aber darüber hinaus hat er ihr auch einen geradezu unvergänglichen Ausdruck zu geben gewußt. Als er nämlich bei seiner bereits erwähnten Zusammenarbeit mit Ph. von Martius eine besonders schön blühende, zur Familie der Malven gehörende Baumform des brasilianischen Urwaldes, die noch unbenannt war, kennen lernte, gab er ihr den Namen „Goethea“. „Ich habe gewagt“, so schreibt er dem Dichter, „den teuren Namen, der in so vielen Herzen lebt, an eine Pflanzengattung zu verleihen, weil es dem Botaniker

wohltut, die Häupter und Förderer seiner Wissenschaft unter frischen Pflanzen symbolisch anzureden und gleichsam grünend und blühend vor sich zu sehen. Möge Euer Exellenz diese Malvacea Ihres Namens nicht ganz unwürdig dünken“. Später läßt er dem Briefe noch gute Abbildungen ihrer beiden Formen — der *Goethea semperflorens* und der *G. cauliformis* — folgen. Wie man sich denken kann, war der Dichter von der sinnigen Huldigung hochehrt.

Goethe war Nees für die Anregungen, die er durch ihn erfahren hat, außerordentlich dankbar und hat seiner Hochschätzung für ihn vielfach Ausdruck gegeben. Im Jahre 1823 schrieb er dem treuen Manne: „Was die Jenaische Literaturzeitung mir von Ihnen bringt, sei durchaus willkommen; der Einklang unseres Denkens und Wirkens ist zu entschieden, als daß nicht jede Äußerung davon Zeugnis geben sollte“. Ein anderes Mal rechnete er ihn zu den „besten Zeitgenossen“. Noch anerkennender ist eine Äußerung, die Goethe in seinem letzten Lebensjahr in den Nachträgen zu der Neuauflage der „Metamorphose der Pflanze“ tat. Hier heißt es: „Sodann bemühte sich Nees von Esenbeck, das Gebiet der Metamorphosenlehre in der Botanik nach einer anderen Seite hin zu erweitern. Selbst in den einfachsten blattlosen Gewächsen (die Algen des süßen Wassers, 1814 – System der Pilze, 1815) suchte er die Metamorphose nachzuweisen . . . Derselbe hat außerdem durch seine sorgfältige Redaktion der Verhandlungen der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie, . . . durch Abdruck und Übersetzung der Brownschen Schriften, durch Briefwechsel und mündlichen Unterricht außerordentlich gewirkt, so daß diesem vorzüglichen Manne an der Verbreitung jener naturgemäßerer lebendigeren Ansicht der Pflanzenbildung der größte Anteil gebührt“. Wem Goethe ein Zeugnis ausgestellt hat, der hat wahrlich „gelebt für alle Zeiten“. Mögen unsere Landsleute Nees von Esenbeck, der zwar erst in späteren Jahren, aber von ganzem Herzen Schlesier geworden ist, nicht vergessen.

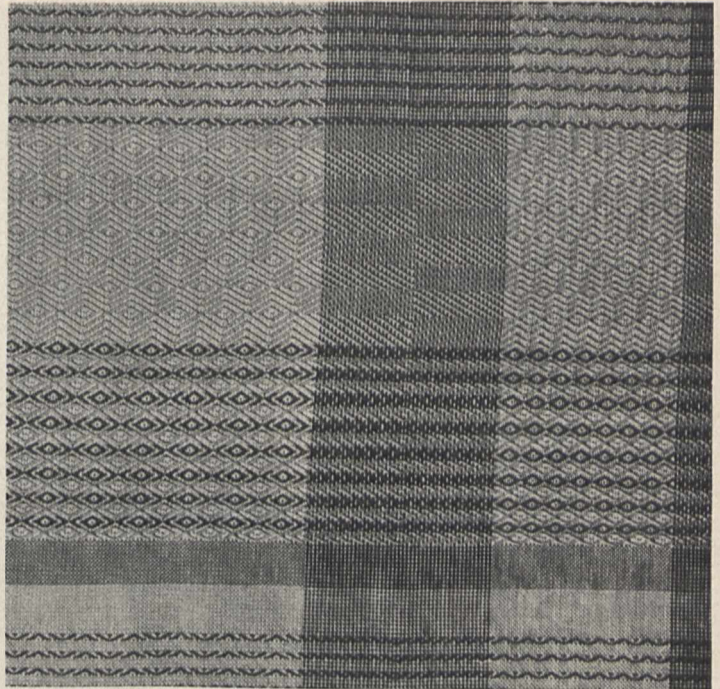


Herbstblätter

Phot. Hans Semm

1. Ausschnitt einer Gardine für das Breslauer Rathaus

Innerhalb einer großflächigen Aufteilung sind durch vielfältige Bindungseffekte und durch Verwendung mehrfarbigen, hochglänzenden Baumwollgarnes reizvolle Oberflächenwirkungen erreicht worden.



Neuzeitliche Hand- webereien von Johanne Gramatte, Breslau

Von Dr. Eva Schmidt

„Handweberhilfe der Provinzialverwaltung Niederschlesiens“ nennt sich ein soziales Unterstützungswerk in Breslau, das durch seine künstlerisch und technisch vortreffliche Leitung es von jeher verstanden hat, Geschmack mit rein wirtschaftlichen Werten auf das glücklichste zu vereinen. Die Leiterin dieses Unternehmens ist Fräulein Johanne Gramatte, Lehrerin der Werkstatt für Weberei, Stickerei und Spitzen an der Städtischen Handwerker- und Kunstgewerbeschule Breslau.

Schon oft ist auf den Messen in Leipzig und Frankfurt a. M., auf Ausstellungen in Berlin und in den Kunstgewerbemuseen zu Hamburg, Hannover und Breslau die Gedingenheit ihrer Webereien hoch bewertet worden. In Schlesien selbst aber verdienen sie immer noch eines neuen besonderen Hinweises.

Bevor nun Johanne Gramattes Arbeiten selbst sprechen sollen, ist es notwendig, die Entstehungsbedingungen und Aufgaben der schlesischen Handweberhilfe zu kennen. Denn nur unter diesen Gesichtspunkten kann man den praktischen Wert und die künstlerische Bedeutung dieser Webereien richtig beurteilen.

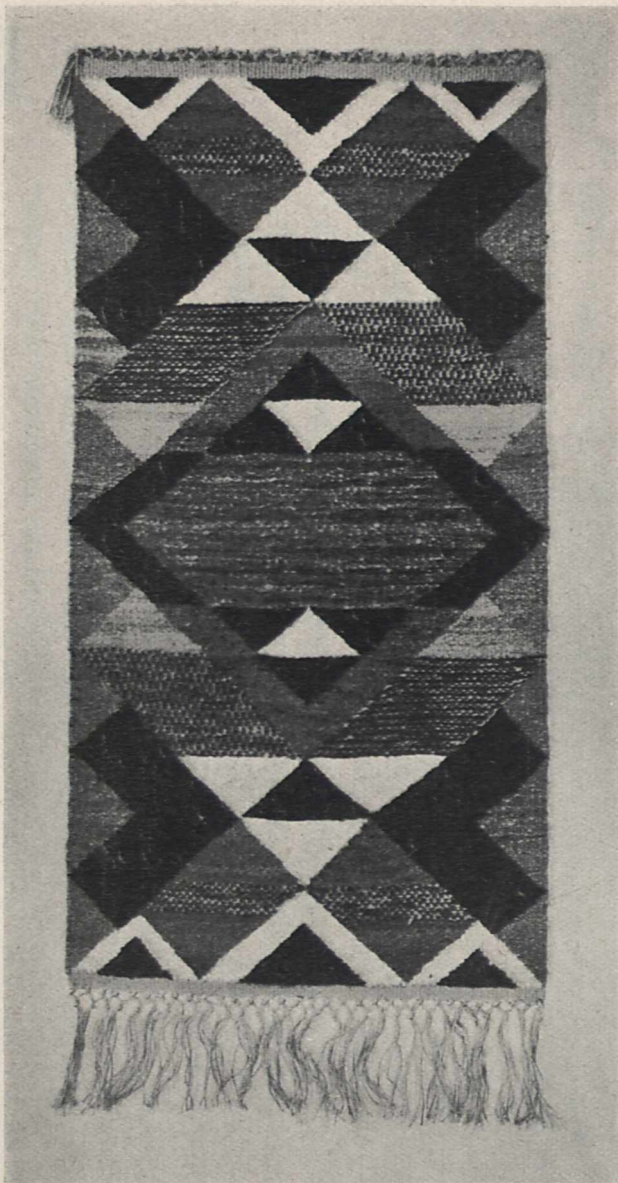
Die Handweberhilfe wurde 1928 von Prof. Sigfried Haertel in Breslau unter Fräulein Gramattes ehrenamtlicher Leitung ins Leben gerufen, um den letzten Handwebern im schlesischen Gebirge etwas leichtere Lebensbedingungen zu verschaffen. 150 Mark im ganzen Jahr, das ist das Höchstlohn eines Webers, und selten steigt es bis 200 Mark an! Diese furchtbare Not ein wenig zu lindern und die Handweberei, solange sie sich überhaupt in den alten Weberfamilien noch erhält, gegen die Übermacht der Industrie einigermaßen zu schützen, waren die Gründe, aus denen Johanne Gramatte die Handweberhilfe in ihrem jetzigen Arbeitssystem einrichtete. Ihr Gedanke war, die Weber nicht mehr

nur mit Leinenweberei zu beschäftigen, die ja doch die Konkurrenz mit der Industrie nicht aushalten kann, sondern aus anderem guten Material künstlerisch und technisch hochwertige Einzelware arbeiten zu lassen. Mit reinen, sehr oft waschbaren Kammgarnstoffen, einfarbig und in Streifenmustern, begann sie, vor etwa 1 ½ Jahren, die Weber — oft schon alte, sich sehr schwer umgewöhnende Arbeiter — auf andere Webarten umzustellen und in ihrem Können höher zu entwickeln. Bald kamen beiderseitige Sportstoffe zur Verarbeitung, seidenartige Glanzgarne für Gardinen, Kissen, Sommerkleider, derbe Garne für Teppiche und Bezugstoffe, die kostbare Homespun-Wolle aus Schottland, die, in englischen Mustern gewebt, wieder bis nach England wandert und dort fast mehr geschätzt wird als das eigene teurere Fabrikat. Auch Neuschöpfungen in verschiedenerlei Garn sind vortrefflich gelungen nach Art des bekannten französischen Seidenwebers Rodier, dessen extravagante Gewebe als modeangebend nach Berlin kommen. Selbst neben diesen haben sich Wollstoffe der schlesischen Handweberhilfe bei Berliner Firmen schon wiederholt gut durchsetzen können.

Die Arbeiten Johanne Gramattes unterscheiden sich ganz von den rein auf Augenblickswirkung und Originalität abgesehenen Einzelstücken anderer Webereiwerkstätten. Fräulein Gramatte weiß, daß zur Erreichung des Zweckes einer wirklichen Handweberhilfe nur durchaus gängige, modisch eingestellte Gebrauchsware zu schaffen ist, die sich durch hohe künstlerische Qualität, bestes Material und sorgfältigste Ausführung vor anderen Stoffen auszeichnet. Ebenso kann es sich bei ihr nur um dauernd laufende Ware in größerer Stückzahl handeln und nicht um aus der Reihe fallende Einzelmuster von wenigen Metern, die durch ihren hohen Preis den Absatz im Handel und dadurch wieder den Weberlohn herabdrücken würden.

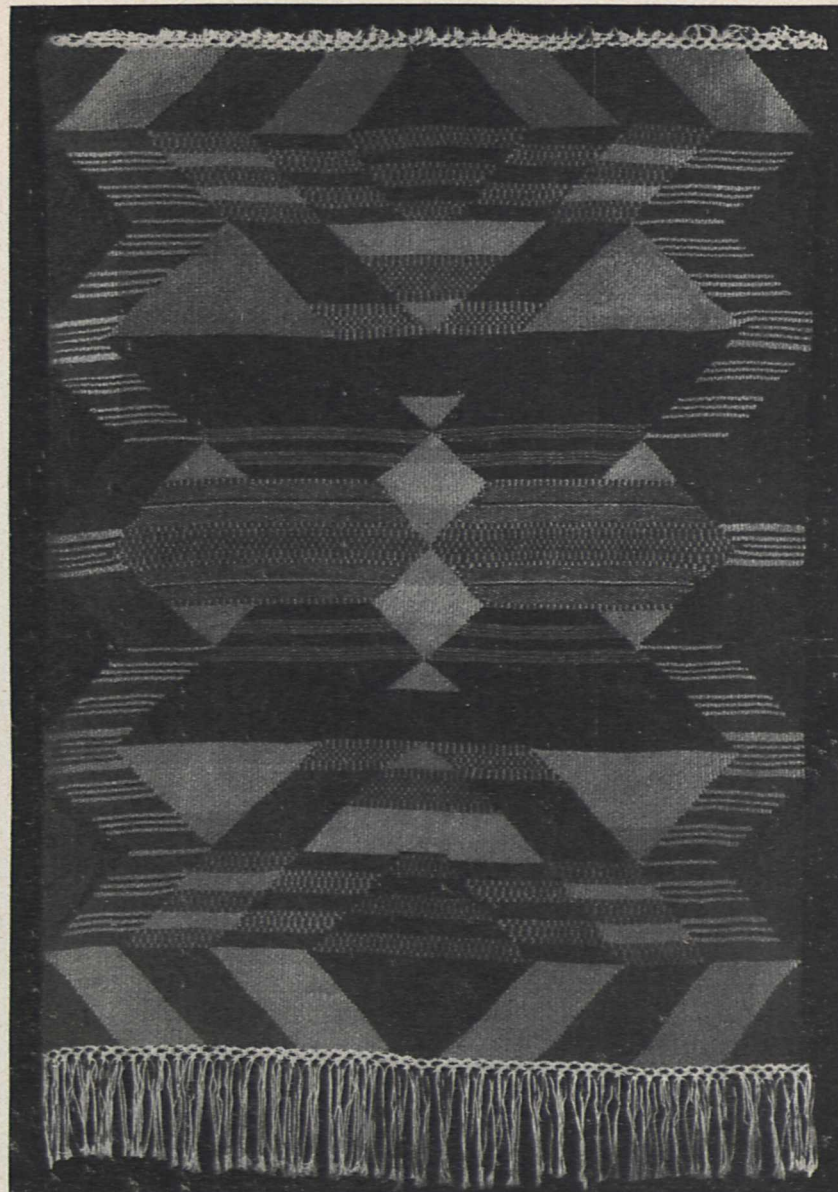
Dies schließt aber nicht zahlreiche eigene Sonderentwürfe und eine große Mannigfaltigkeit und Eigenart der Webemuster aus. Kein Stück gleicht dem anderen unter den vielen hundert Stoffvariationen, die alle Zeugnis geben von der frischen Betätigungsfreude und dem kultivierten Geschmack ihrer Schöpferin.

Die Abbildungen mögen ein paar Proben aus den Hauptgebieten ihrer Webereien zeigen. Allerdings können sie es nur unvollständig; denn der größte Reiz der Stoffe liegt gerade in den feinfühlig abgestimmten, nie ermüdenden Farbenzusammenstellungen, die einen starken, ursprünglichen, künstlerischen Ausdruck zeigen. Daher konnten die beiderseitigen, meist in Pastellfarben gehaltenen Waskastoffe, die rahmfarbenen, in den Webemustern lebendig variierenden Tennisstoffe mit leuchtenden Streifenkanten, die Ski- und Sportstoffe mit keckem Rot und flammendem Gelb in gedämpftem Grau und Braun, die bunten, stark ornamentierten Westenstoffe ein ganz eigenartiges und doch modisches Kleidergenre schaffen. Tüchtige Werkstätten, z. B. die von Ilse Kolbe vom Städtischen Seminar in Eisenach und von Hertha Krütgen in Berlin, bringen diesen Stil durch ihre Verarbeitungen voll zur Geltung. Kinderkleidchen in lichten, heiteren Farben gehören mit in diese Reihe. Klar gemusterte Teppiche, unaufdringlich und doch lebendig in Kombinationen von Rot, Grau, Weiß und Schwarz, Gardinen in weißem, seidenartigem Glanz mit goldhellen, zartlind- und orangefarbenen und tiefblauen Farbenverbindungen konnte man schon auf der „Wuwa“ sehen (Abb. 4), ebenso Bezugstoffe in aparten Streifen und geometrisch ornamentierte Kissen neben



**2. Johanne Gramatte: Fußteppich
mit geometrischen Ornamenten**

**Material: handgesponnene Schafwolle in
naturfarbenem Braunschwarz, Mittelbraun, Grau, Weiß**



**3. Teppich. Schülerarbeit aus der Klasse Gramatte,
Städt. Handwerker- u. Kunstgewerbeschule, Breslau**

**4. Johanne Gramatte:
Wandteppich, Sofabezug, Kissen**



solchen in vornehm zurückhaltenden Schattierungen eines Farbtones, die sich gut dem heutigen strengen Möbelstil anpassen (Abb. 2 u. 3). Vor allem verdienen die Tischdecken hervorgehoben zu werden; denn sie zeigen am besten eine feine Besonderheit der Künstlerin: nämlich eine Fülle verschiedener Webarten und Bindungen in einem Stück zu vereinigen. Kleine stille Kompositionen werden da geschaffen, die — zierlich wie Stickmuster — ähnlich den mannigfachen Sticharten mittelalterlicher Teppiche unmerklich ineinander übergehen und sich gegenseitig durch Farbschattierungen ergänzen und verstärken.

Eine besonders hübsche Eigenheit von Johanne Gramattes Stoffen aber können die Bilder alle nicht einmal ahnen lassen: das ist das zarte, silbrige Changieren, das durch die Webart bei jedem, auch dem derbsten Wollstoff, hervorgerufen wird und ihm so eine lebendige, jeder Bewegung folgende Veränderlichkeit der Oberfläche und ein an schimmernden Sammet erinnerndes Aussehen verleiht.



Der Breslauer Postbote
Steinfiguren am Breslauer Rathaus

Das erste Breslauer Postamt

Von Meinhard Grosser

Links am Haupteingange zum Breslauer Rathaus steht, geschützt durch drei starke eiserne Reifen, eine Sandsteinfigur. Das Gesicht ist stark beschädigt; doch sonst ist das Steinbild gut erhalten, so daß man den Sinn und den Zweck sehr wohl feststellen kann. Es stellt einen der ersten Breslauer Postboten dar. Der Rundhut, ähnlich wie er noch bis vor kurzer Zeit von den Postillonon getragen wurde, die Botenbüchse, die Botentasche und das Schwert, das sind die vier Merkmale der amtlichen Würde. Unmittelbar neben ihm, in dem kleinen Eckzimmer des Rathauses zu ebener Erde, befand sich das Botenbäudlein, das erste Breslauer Postamt.

Die ältesten überlieferten Nachrichten über einen regelmäßigen Botendienst von Breslau aus stammen aus dem Jahre 1387. Zu dieser Zeit wurden, gezwungen durch die wirtschaftliche Entwicklung, die bereits für die Briefbeförderung vorhandenen Boten unter die amtliche Aufsicht des Magistrats gestellt, der dann das Botenwesen geregelt und mit einer gesetzlichen Botenordnung versehen hat. So erzählt z. B. die Botenordnung von 1573 Folgendes: Es wurde ein Botenknecht bestellt und hierzu ein Hansen Schiller berufen, weil er sich in solchem Dienst bereits bewährt hatte; er wurde zu demselben „geschworen und vereidet“. Zum Botendienst wurde ihm ein „Bäudlein“ am Rathause überwiesen und für sich erhielt er eine „gelegene“ Wohnung. Für den Botendienst selbst wurden vierzig Personen angenommen und vereidet;

keinem anderen als diesen vierzig soll das Tragen der „Botenbüchse“ gestattet sein. Die Aufsicht über das Botenwesen führten die „Botenherren“ im „Botenamt“; es waren Deputierte des Magistrats, meistens Kaufleute. Sie hatten die Vollmacht, die Boten anzustellen, abzusetzen und bei Verfehlungen bis zu „etlichen Tagen Stocksitzen“ zu verurteilen.

Ganz genauen Aufschluß über die Pflichten und Rechte der Boten gibt die Botenordnung vom 22. Mai 1596, die für die Botenlinie nach Leipzig erlassen wurde und in Handschrift in der Breslauer Stadtbibliothek vorhanden ist.

Besonderes Augenmerk richtet diese Botenordnung auf Behinderung des Boten durch Krankheit, höhere Gewalt usw. und auf die wirtschaftlich sehr wichtigen Leipziger und Nürnberger Messen. Darüber wird bestimmt: „Der Bote, der unterwegs krank oder sonst durch Wasser oder andere Gefahr verhindert würde, der soll darüber einen glaubwürdigen Schein mit sich bringen oder nach Gelegenheit die Briefe mit einem anderen Boten fortschicken, wie es auf der Nürnberger Reise gehalten wird, bei Androhung ernster Strafe“. Zur Leipziger und Nürnberger Messe „soll der letzte Bote einen Tag eher abgefertigt werden, damit er bestimmt einen Tag vor Beginn dort ankommen kann. Für die Mitnahme von Briefen der Studenten und Handwerker sollte es den Boten freistehen, sich bezahlen zu lassen, jedoch sollten die Unvermögenden und Handwerker dadurch nicht beschweret werden“. Strenge Strafen werden für die Übertretung dieser Ordnung angedroht. Der Magistrat will „mit unnachlässiger Strafe andern zum Abscheu, gegen die Verbrecher verfahren“, die Beischlußbriefe, also unbezahlte Briefe, mitgeben wollen. Desgleichen wird den Boten, die „heimlich Unterschleif suchen“ strenge Strafe angedroht. Das Mitnehmen von Geld war verboten, anscheinend um die Sicherheit der Boten nicht zu gefährden; denn Wegelagerer gab es damals allerwegen.

Diese Ordnung von 1596 bewährte sich über 40 Jahre ausgezeichnet. Der zunehmende Verkehr aber veranlaßte die Botenherren, diese Ordnung unter Hinzuziehung der an dieser Botenlinie interessierten Kaufmannschaft neu aufzulegen. Die dabei entstandene neue Botenordnung vom 9. März 1635 (gedruckt durch „Georgius Baumann“) erweiterte die Aufgaben ganz erheblich, was in Hinsicht auf die wirtschaftliche Bedeutung besonders der Leipziger Messe verständlich ist. Sie muß sich gut bewährt haben, denn es wurde bestimmt, daß diese Ordnung für die Leipziger Linie ebenso wie auch für die Danziger und für alle anderen, die etwa noch eingerichtet werden würden, Geltung haben solle.

Das städtische Botenwesen verlor dann immer mehr an Bedeutung, je mehr sich die kaiserlichen Posten unter der Leitung derer von Thurn und Taxis ausbreiteten. Schließlich verblieb der Stadt nur noch das Botenwesen innerhalb Schlesiens, das nach der Eroberung durch Friedrich den Großen auch aufhörte und durch die königlichen Posten abgelöst wurde.

Aus vierzehn oder sechzehn Briefen, die vor fünfhundert Jahren wöchentlich nach Leipzig getragen wurden, sind ebenso viel tausend täglich geworden, — bei dem alten Botenbäudlein im Rathaus vorbei fahren Postkraftwagen, darüber hinweg fliegen Flugzeuge mit Luftpostbriefen, unter der Erde in den Kabeln und drahtlos im Äther werden mit Gedankenschnelle Telegramme und Ferngespräche übermittelt —, und der alte Bote steht aus Stein gehauen neben dem ersten Breslauer Postamt — ein Zeichen aus alter Zeit.

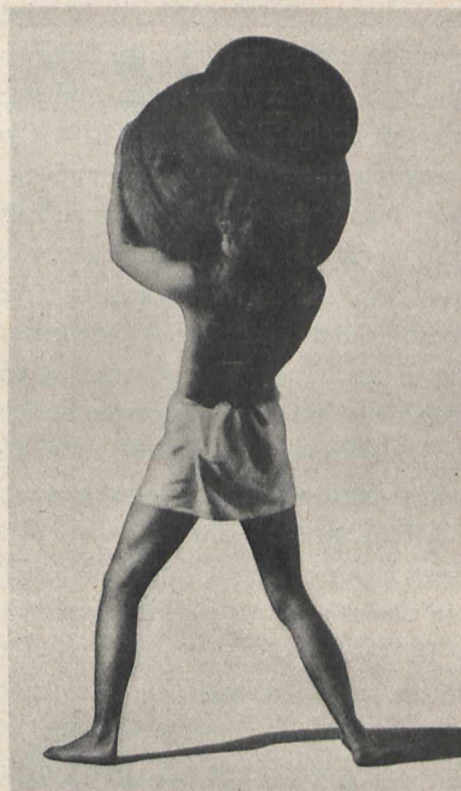
Das größte — das kleinste — das schönste urzeitliche Gefäß Schlesiens

Von Dr. Fritz Geschwendt

Nur zu wenig kennt der Durchschnittsgebildete die Schätze der Urzeit Deutschlands. Soll eine ägyptische Skulptur nicht weggegeben, sondern nur eingetauscht werden, geht ein Entrüstungsturm durch die Gemeinde der Freunde ägyptischer Kunst. Wie viele der Begeisterten kennen die wertvollen Erzeugnisse des urzeitlichen Kunstgewerbes und urzeitlicher Kunstübung Deutschlands? Auf diesem geringen, auf mangelnder Kenntnis beruhenden Verständnis für die als ach so primitiv verschriene urzeitliche Kultur beruht letzten Endes auch die nur sehr geringe finanzielle Förderung heimischer Urgeschichtsforschung. Doch sollen hier keine Klagen ertönen, sondern drei Erzeugnisse der Keramik der Vorzeit den Lesern nahegebracht werden.

Aus der Vorzeit Schlesiens stammen die drei, keinesfalls Urnen darstellenden Gefäße. Das größte rührt aus der Zeit von 2000—1600 v. Chr. her, der sogenannten frühesten Bronzezeit (Abb. 1); es besitzt stattliche Höhe und einen bedeutenden Umfang. Solche umfangreichen Gefäße sind garnicht selten; sie wurden in fast allen Abschnitten der Vorzeit als „Tonnen-Ersatz“ hergestellt. Natürlich hätten die an offenem Feuer nicht sehr stark gebrannten Gefäße freistehend niemals voll Feldfrüchten oder Wasser gefüllt werden können; dem Druck des Inhaltes wäre die Wandung nicht gewachsen gewesen; um den Gefäßkörper nicht zu sprengen, grub man es in die Erde ein, und so hielten sich äußerer und innerer Druck im Gleichgewicht. Besonders in den Weilern und Dörfchen der Bronzezeitler findet heute der Urzeitforscher sehr oft zerdrückte Gefäße, die wie unser abgebildetes dann aus vielen Teilen zusammengesetzt und ergänzt werden. Um die Größe dieser Vorläufer unserer Tonnen besser beurteilen zu können, nahm vor der Aufnahme ein „Pseudo-Bronzezeitler“ das Gefäß in den Arm.

In Gräbern der Zeit, in der die Brandbestattung üblich war, finden sich sehr oft Miniaturgefäße, die leer sind und den großen, den Leichenbrand enthaltenden Urnen nachgebildet sind;



das winzige Gefäß (Abb. 2) ist einem früh-eisenzeitlichen Brandgrabe der Zeit zwischen 800 und 500 v. Chr. entnommen und steht ebenso wie der riesige Behälter von Abb. 1 keinesfalls vereinzelt da; praktische Bestimmung scheinen diese Näpfcchen kaum besessen zu haben; denn man findet sie nie in Siedlungen. Sie dienten wohl nur kultischen Zwecken; frommer Glaube setzte sie und andere Votivgefäße lieben Verstorbenen ins Urnengrab; oft wird angenommen, man könne durch diese winzigen Gefäße Kindergräber erkennen. Aber dann müßte die Kindersterblichkeit auffallend groß gewesen sein.

Während die Gefäße Abb. 1 und 2 Erzeugnisse handwerklichen Könnens darstellen, zeigt die Vase Nr. 3, die der jüngeren Steinzeit des 3. Jahrhunderts v. Chr. angehört und somit älter als die beiden ersten ist, ein Produkt höchst entwickelter Kunst; feinstes Stilgefühl verrät sich in der Abgewogenheit von Hals, Fuß und kräftig umbrochenem Körper; ungeheure Sicherheit in der Führung des die Oberfläche verzierenden Stichels oder Laufrädchens spricht aus dem erstaunlich reichen und vollendet schönen Ornament; die feinst polierte Oberfläche zeigt heute, nach 4—5000 Jahren, noch matten Glanz, ohne daß man schon s. Zt. Glasur kannte. Die sogenannte „Bschanzer Vase“ gilt mit Recht neben einer zweiten wohl erhaltenen als eins der besten Kunstwerke schlesischer Urzeit.

Sowohl das große Vorratsgefäß, ein Vertreter wirtschaftlicher Geräte, als auch das kleinste, ein Zeuge frommer Sitte, und die Vase von Bschanz, das Ergebnis höchsten Kunstfleißes, beweisen, daß die Altvorderen auf schlesischem Boden tüchtige Handwerker und feinsinnige Künstler waren, und daß es sich lohnt, sich mit den Zeugen heimischer Urzeit zu beschäftigen. Die „Schlesischen Monatshefte“ werden von nun an dieses Gebiet ihrer Leserschaft näher zu bringen versuchen.



2. Kleine Vase der ältesten Eisenzeit

3. Jungsteinzeitliches Gefäß



RUNDSCHAU

Musik

Schlesische Philharmonie — Stadttheaterballett — Neue Chormusik „Junge Bühne“ — „Neues vom Tage“

Für die winterliche Tätigkeit der Schlesischen Philharmonie liegt ein durchdachtes Programm vor. Die Abonnementskonzerte stehen unter Leitung der beiden Dirigenten Dohrn und Lert. Das Gastdirigieren, von dem man sich eine besondere Werbewirkung auf das Publikum versprochen hatte, hört auf; es war eine Fehlspekulation. Die Intendanz hat die einzelnen Konzertprogramme auf die Individualitäten der beiden Dirigenten zugeschnitten. Darin liegt ein Konzentrations- und Plangedanke, der sich aller Voraussicht nach bewähren dürfte. Damit ist nicht gesagt, daß auf diese Weise sämtliche Dispositionsprobleme gelöst sind. So verhältnismäßig leicht sich die Programmfrage der Abonnementskonzerte der Überlegung fügt, so schwer ist es, die Fragen nach Sinn, Aufbau und Durchführung der Volkssymphoniekonzerte befriedigend zu beantworten. Man kann ihre Einrichtung lediglich mit sozialen Begründungen rechtfertigen: Minderbemittelte sollen denselben Genüsse teilhaftig werden wie Begüterte. Dieser Grundsatz führt zu einer Angleichung der Programme beider Konzertkategorien; allenfalls wird man beim Engagement der Solisten Unterschiede machen. Da heut die Zahl der Begüterten gering ist, dürfte eine solche Praxis das Publikum von den teuren Abonnementskonzerten in die billigen Volkskonzerte abdrängen, zum Schaden des Gesamtunternehmens. Ein anderer Grundsatz ist der musikerzieherische: man sieht in den Volkskonzerten das Mittel, musikalisches Laientum für Kunstmusik empfänglich zu machen. Unterhaltung mischt sich mit Belehrung; die Disposition führt vom Leichten zum Schweren; der Bildungsgedanke steht im Vordergrund. Da man heute für kulturelle Erneuerung, Erziehung zur Gemeinschaft eintritt und sich damit zeitbedingte Aufgaben stellt, scheint diese Orientierung die einzig mögliche zu sein. Ob man ihr bei uns mit Konsequenz nachgehen wird? Vorläufig können wir nur über Struktur und Verlauf der ersten Veranstaltungen berichten.

Dem Andenken Siegfried Wagners war die Wiedergabe des Siegfriedidylls gewidmet. Sehr auf Trauer gestimmt, wo es sich doch um eine Huldigung vor der lebengebenden mütterlichen Kraft, um Hoffnungs- und Erfüllungsausdruck handelt. Dohrn unterlag dem Zwänge einer falsch verstandenen Aktualität. In der Wiedergabe des C-moll-Klavierkonzerts von Beethoven durch Artur Schnabel mischten sich Sachlichkeit, hochentwickelte Tonkultur und rhythmischer Charme in bestechender Weise. Mit der Auslegung der D-dur-

Symphonie von Brahms zog Dohrn einen seiner stärksten Trümpfe aus der glücklich gemischten Karte. Mit begeisterten Beifallskundgebungen der Hörer schloß der Abend. Im ersten Volkssymphoniekonzert hörten wir ebenfalls ein Beethovensches Klavierkonzert (das in G-dur), von Franz Osborn beifallswürdig gespielt; statt der Brahms-symphonie eine von Schumann und — um wenigstens eine Unterscheidung vom Abonnementskonzert herauszustellen — ein neues Werk. Zeitgenössische Musik ist auch in Volkskonzerten, die dem Erziehungsgedanken nachgehen, durchaus am Platze. Die Vorstellung, daß Gegenwartsmusik unter allen Umständen schwer verständlich sei, ist irrig. Oft kommt der unbefangene, von anerzogenen ästhetischen Anschauungen freie Hörer dem Wesentlichen eines neuen Kunstwerks leichter nahe als der Vorgebildete, weil es für ihn keine Formprobleme, die für die Auffassung oft ein schweres Hindernis bilden, gibt. Eugen Zadors Variationen über ein ungarisches Volkslied sind eine unterhaltsame Gelegenheitskomposition, die man ohne Bedenken vor einem Laienpublikum spielen kann. Ja, man könnte noch erheblich weitergehen. Alle Musik, die ihre Kräfte aus dem musikalischen Volksempfinden schöpft, ist für die Allgemeinheit bestimmt; selbst dann, wenn sie sich individualistischer Formen bedient. Hermann Behrs Temperament und musikalischer Instinkt treffen gerade bei solcher Musik das neuartig Aufquellende, das Ungebrochene, überzeugend. Eine Gefahr bringt natürlich die Aufnahme neuer technisch schwieriger Stücke mit sich: sie verbrauchen einen erheblichen Teil der Probenzeit. Die Proben-disposition durchzudenken, ist eine ebenso wichtige Angelegenheit wie die Programmaufstellung. Früher, als Konzert- und Opernorchester getrennt waren, konnte man zur Not eine oft gespielte Symphonie improvisieren oder durch eine kurze Probe vorbereiten. Heute, wo das Konzertorchester jedesmal anders zusammengesetzt ist, ist dieses Verfahren eine Unmöglichkeit. Die Wiedergabe der Schumannsymphonie war nicht untadlig. Im Pathos stellte sich die Wirkung ein; den Lyrismen fehlte es an Zartheit, an rhythmischer Glätte und vor allem an dynamischer Biegsamkeit. Die Ursache dieser Ausfälle kann nur in der für dieses Werk zu knapp bemessenen Vorbereitungszeit liegen.

Die Schlesische Philharmonie stellt auch das Rundfunkorchester. Der Sender ist in der Lage, den Hörern das Neueste zu bieten. Er brachte z. B. die interessante, stofflich wie musikalisch packende symphonische

Dichtung: „Lindbergflug“ von Weill in einer vorzüglichen Aufführung — unter Nicks Leitung — heraus. Nächstens wird der neuste Richard Strauß gespielt. Wir halten die Frage für diskutabel, ob in solchen Fällen ein Zusammenarbeiten — oder besser — ein Ineinanderarbeiten von Rundfunk und Konzertunternehmen möglich wäre? Eine Wiederholung des Lindbergfluges in dem Volkskonzert würde ohne Zweifel die Zustimmung der durch die Sendevorführung angeregten Hörerschaft gefunden haben. Solche Wiederholungen sind auch eine wichtige ökonomische Angelegenheit. Material und Kräfte werden rationeller ausgenutzt. Außerdem wird sich im Konzertsaal manches enthüllen, was bei dem doch immer unterschiedlichen häuslichen Empfang nicht mit voller Klarheit aufgenommen werden konnte. Derartige Wiederholungen hätten also auch ihren künstlerischen Sinn.

Eine der beim Breslauer Publikum wenig beliebten und darum meist schwach besuchten Morgenfeiern wurde zur Gedächtnisfeier für den vor 50 Jahren gestorbenen Operettenkomponisten Jaques Offenbach ausgestaltet. Man führte keine Operette auf (das wäre das nächstliegende gewesen), sondern man ließ von dem Wiener Professor Ernst Decsey einen Vortrag halten, der das wiederholte, was am Gedächtnistage in allen Tageszeitungen stand, und tanzte dann die von Rudolf Senger zusammengestellte Offenbach-Ballettsuite. Die neue Ballettmeisterin des Stadttheaters, Valeria Kratina, hat dazu eine liebenswürdige pantomimische Ausdeutung gefunden. Der größere Wert der Vorführung lag aber darin, daß man sehen konnte, unser Ballett wird wieder leistungsfähig. Man spürt wieder tänzerische Ideen, man sieht tänzerische Kunst; ein Regiewille setzt sich durch, Technik vervollkommnet sich, Tanz erscheint als künstlerischer Ausdruck. Es handelt sich jetzt darum, das von der Kratina geschaffene Instrument für den Betrieb auszunutzen. Eine lohnende Aufgabe der Intendanz.

Vor kurzem besuchte uns der Wiener *Lehrer-a cappella*-Chor, ein Gesangsverein, der nicht nur durch seine Leistungen vorbildlich sein kann und will, sondern auch durch seine Verfassung. Das deutsche Chorwesen macht einerseits den für die Kultur verantwortlichen Behörden und Organisationen allerhand Sorgen, andererseits setzt man auf die Chorvereinigungen große, manchmal, so will es einem scheinen, allzu große Hoffnungen. Man sieht in ihnen Stätten, an denen sich der Gemeinschaftsgeist in idealer Weise entwickeln und stärken kann. Für das Chorwesen werden bedeutende Mittel aufgewendet. Das Gastspiel eines bis ins kleinste durchorganisierten Chores wurde von den Veranstaltern nicht nur als künstlerische Angelegenheit aufgefaßt, sondern auch als Anregung für den Aufbau, für die innere und äußere Disziplinierung der örtlichen Vereine. Der große Abenderfolg war demnach nicht das Wesentlichste; sondern es wird darauf ankommen,

welchen Einfluß das Vorbild auf den musikalischen und organisatorischen Betrieb der schlesischen Chorvereine gewinnen wird. Die im Schlesischen Sängerbunde zusammengeschlossenen Männergesangsvereine haben sich zu einer bedeutsamen Tat aufgerafft. Sie veranstalteten ein Konzert, in dem ausschließlich neuzeitliche Musik gesungen wurde. Es hatte nicht den Sinn einer Demonstration, bedeutete keine Abkehr vom Alten, es diente aber der Auseinandersetzung mit den Problemen des Zeitgeistigen. Das Publikum bestand in erster Linie aus den Chorleitern der Provinz. Sie wurden vor Entscheidungen gestellt. Es wird interessant sein zu beobachten, welche Auswirkungen sich im schlesischen Musikleben zeigen werden.

Die Solistenkonzerte setzen ein; glücklicherweise nicht als schillerndes Durcheinander. Die Konzertdirektionen disponieren sachlich und darum auch geschäftlich-praktisch. Sowohl der pikante Abend der Dela Lipinskaja, als auch das von künstlerischem Temperament durchflutete Konzert des Pianisten Karl Kempf begegneten starkem Publikumsinteresse. Auch im Stadttheater bleiben die Ränge nicht mehr so gähnend leer wie in den ersten Wochen der Spielzeit. Die Kassenspekulation auf die Zugkraft der Reinhardt'schen „Fledermaus“ hat sich als richtig erwiesen. Dem Publikum gefällt die Verberlinerung der urwienener Operette, durch die Drehbühne gedreht, ausnehmend. Nicht zu leugnen, daß in der Aufführung Temperament schwingt, daß mit Lust und Hingabe musiziert und agiert wird. Von den neuen Spezialoperettenkräften gefallen am besten die Sourette, Frl. Kunze, und der Buffo, Herr Dewald. Der geschmeidige Kapellmeister, Herr Wetzlar, unterstellt sich gewandt dem Geiste der dekorativen Bearbeitung und gibt statt Wiener Grazie Berliner Schneidigkeit.

Um den Spielplan des Stadttheaters zu aktualisieren, wurde schon am Ende der verfloßenen Spielzeit die Einrichtung eines „Studio“ in Erwägung gezogen. In diesem Plan liegt viel mehr als ein Repertoireausbau der Oper. Es handelt sich um eine Einbeziehung des zeitgenössischen Opernschaffens in das Kulturleben unsrer Heimatprovinz. Und zwar nicht als Gelegenheitsmaßnahme oder als Prestigeaktion, sondern als missionelle Handlung. Mit dem Begriff „Studio“ verbindet man die Vorstellung von einer dem Experiment dienenden Einrichtung. Um nun — wenigstens fürs erste — vom Experiment abzurücken, wird man in diesem Spielwinter an vier Sonntagvormittagen zwar zeitgeistige, aber anderwärts schon erprobte Werke aufführen. Die neue Einrichtung trägt den Namen: „Junge Bühne im Stadttheater“. Auf die Jugend rechnet sie, auf die an Jahren und an Geist Jungen. Sie sei allen ans Herz gelegt, denen der Sinn auf Frische und Lebendigkeit des Schlesischen Musiklebens gerichtet ist. Der Plan ist ausbaufähig; das Repertoire braucht sich nicht auf die Oper beschränken zu, es kann später

Schauspiel, Tanz und Film einbeziehen. Tänzerisches wird schon in diesem Winter mit Operndarbietungen verflochten werden. Freuen wir uns, daß in Schlesien eine junge Bühne ins Leben tritt.

Das Stadttheater hat die Reihe der Erstaufführungen mit Hindemiths Oper „Neues vom Tage“ eröffnet. Auf den ersten Blick hin nimmt sich das Stück wie eine rein theoretische Angelegenheit aus. Die Theorie scheint aus den verschiedenen Kontroversen über den Sinn der Oper für die Gegenwart herausgewachsen zu sein, und zwar gibt sie der Hypothese nach, daß die Oper als Kunstgattung nur durch Aktualisierung zu retten sei. Der Verfasser des Buches, Marcellus Schiffer, stellt das uralte Gesellschaftsverdikt: bist du vor der Welt gezeichnet, abgestempelt, dann wäscht dir keine Sinnesänderung, keine Reue, kein Entschluß das Schandmal ab, vor den Zeitspiegel. Er nimmt einen von tausend Fällen heraus: den Eheskandal, also auch ein sehr altes Motiv. Die Aktualisierung erfolgt nicht etwa durch Beschwörung des Zeitgeistes als treibende, begründende oder legitimierende Kraft, sondern lediglich — mit dieser Feststellung ist das Buch erschöpfend gekennzeichnet — durch den szenischen Rahmen, und grade diese Form der Einstellung auf die Gegenwart meint man nicht, wenn man — nach einer Theorie suchend — das Leben des neuen, uns es Tages als Grundlage einer zeitnotwendigeren Oper ansieht. Was hinter der Kulisse wirkt, als Trieb, als Kraft, im guten und bösen Sinne, was als Niedergewesenes als Tatsache oder Symbol in Worte und Musik gefaßt im Theater lebendig gemacht werden kann, das ist die neue Oper. Vielleicht ist es richtig, Schiffers Buch garnicht als Oper aufzufassen, das Werk überhaupt nicht entwicklungstheoretisch zu betrachten (von der Musik abgesehen), sondern als Etwas einmaliges, als einen nicht grade neuen, etwas breit, aber mit gut aufgegriffenen Pointen erzählten Witz. Man könnte es auch lediglich vom Standpunkte des Theaters aus betrachten. Das Theater sucht Verwendung für neue szenische Mittel, es sucht Kombinationen von Ausdrucksfaktoren, die das Spiel vielfältig gliedern, reicher als bisher, die Verschlusenes aufbrechen, die den unerschöpflichen Impulsen des lebendigen Theaters freieren Austritt gestatten. Auch eine rein theatralische Angelegenheit besitzt ihren Wert. Diesen trägt das Schiffersche Buch dem Theater zu. Keine

Frage. Es ist Sache des Theaters, die Kombinationsmöglichkeiten — Schauspiel, Musik, Film, Variete — auszunutzen. Betrachtet man das Werk vom Publikumsstandpunkte aus, so wird man sagen dürfen, daß es dem Unterhaltungsbedürfnis einigermaßen genügen kann.

Dem Musiker freilich geht es gegen das Blut, ein Werk, das immerhin die Bezeichnung „Oper“ trägt, nur als Theater- oder Publikumsangelegenheit zu betrachten, zumal, wenn er erkennt, daß die damit verbundene Musik Qualitäten besitzt, Qualitäten, die im Theater durch die Buntheit der Szene zum Teil verdeckt werden, die das Publikum vielleicht garnicht wahrnimmt. Man versucht ja, Hindemiths Musik zu erklären, durch Vorträge und Aufsätze im Programmheft dem ungeübten Ohre zu Hilfe zu kommen. Aber was nützt das? Hören und immer wieder hören, das ist die einzige erfolgreiche Hilfe. Wird man Lust haben, sich den belanglosen Scherz, trotz der effektvollen Aufmachung, mehrere Male anzusehen? Hindemiths Musik ist von starker illustrativer Wirkung, voller Fantasie, witzig, und grade im Witz, z. B. in den Chören, von erstem Persönlichkeitswert. Am Ende der Betrachtung steht also das Urteil, das wiederum zwischen einem Opernbuche und der damit verbundenen Musik ein Abstand festzustellen ist, der den Komponisten um einen Teil seines Erfolges bringt, obwohl gerade bei der hiesigen, sehr gut vorbereiteten Aufführung das Musikalische im Vordergrund des Interesses stand. Mit der Auslegung dieser Partitur bot Hans Oppenheim die stärkste und überzeugendste Dirigentenleistung während seines hiesigen Engagements. Hervorragend die Chöre, von Justus Debelak einstudiert, ausgezeichnet die Solisten: Genia Guszalewicz, Erna Sailer-Rühl, Leo Weith, Cornelius Oevregaard, Artur Heyer, Julius Wilhelm; zum Lobe von Werner Jakobs Regie darf gesagt werden, daß sie sich keine szenische Möglichkeit entgehen ließ, daß sie das Ergebnis durchdachter Arbeit war, Ton und Tempo traf, aber dort ausgespielt hatte, wo das Werk selbst seine Tragkraft verlor, und das war eigentlich schon nach dem ersten Bilde der Fall. Der Beifall, der hier unmittelbar und kräftig einsetzte, war nach dem zweiten Bilde erheblich schwächer; am Schluß verstärkte er sich zwar, mischte sich aber mit Widerspruch.

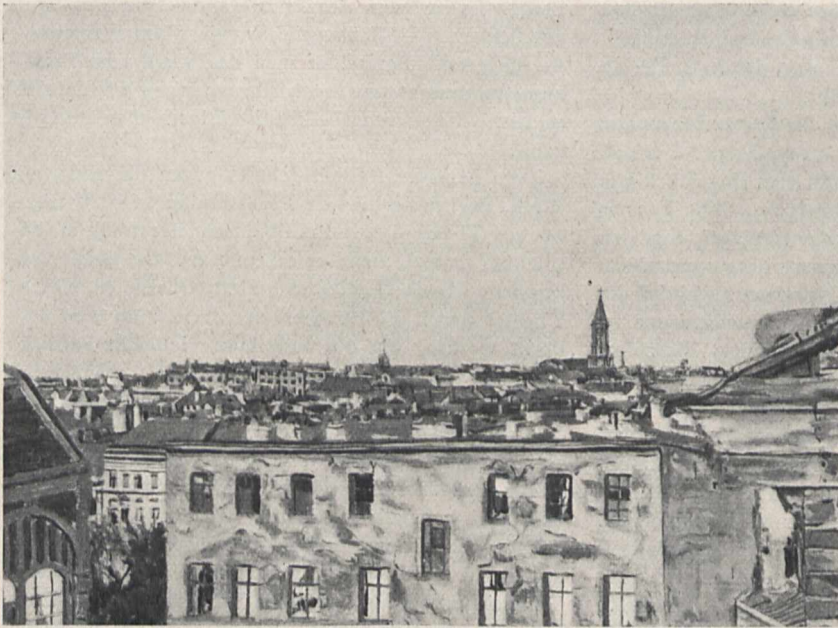
Rudolf Bilke

Bildende Kunst

Breslauer Ausstellungen

In der Künstlerbundhalle zeigten sich in gemeinsamer Ausstellung zwei bisher selten hervorgetretene Talente. Charlotte Pauly hat sich mit einem gut beobachtenden Spanien-Buch einen Namen gemacht, und die kleine Novelle, die wir in diesem Hefte zum Abdruck bringen, mag ihre lebendige Erzählergabe ins rechte Licht setzen. Als Malerin hat sie — wie

mit der Feder — das Erlebnis ihrer langjährigen Reisen gegeben, hat die spanische und nordafrikanische Sonne gemalt und in ihren Schein die bunten Gestalten des Volkes, am liebsten Zigeuner, gestellt (Bild 2). Ihre Fähigkeit liegt in der Leichtigkeit der Bild-Erfindung; hier ist sie von einer Mannigfaltigkeit, um die sie mancher Bild-Spezialist beneiden könnte. Auch



1. Erwin Merz:
Stadtbild Berlin-Nord

Phot. Welzel

ihr Farbensinn ist kultiviert; man sieht das einzelne gern und man sieht mit Vergnügen eine Wand ihrer gut zueinander gestimmten Bilder. Ihr Streben wird dahin zu gehen haben, den Strich noch exakter zu setzen und damit die Bild-Erscheinung über das Dekorative hinaus zu steigern.

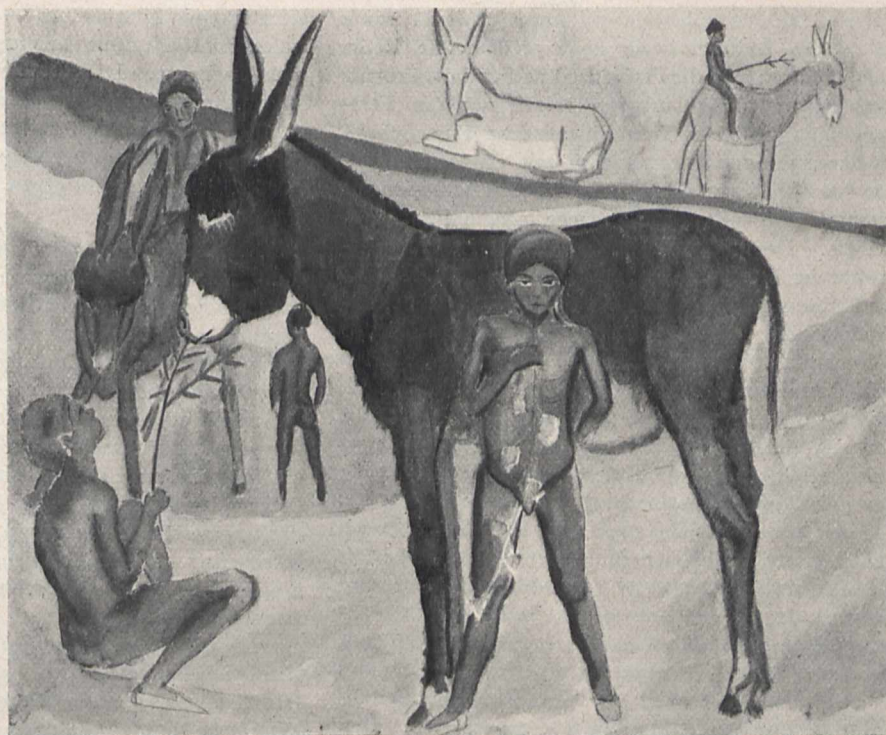
Der zweite der Ausstellenden, der Hirschberger Erwin Merz, ist in Breslau noch nie gezeigt worden. Wir haben nach einer Ausstellung, die in Hirschberg stattfand, durch die Abbildung eines Frauenportraits die Aufmerksamkeit auf den jungen Künstler gelenkt. Dieses Bildnis, das seine vom Alter etwas verwitterte, starr und doch gütig blickende Großmutter darstellt, ist auch hier das imposanteste Stück, und es zeigt mit besonderer Klarheit, was der Künstler erstrebt. Im Gegensatz zu der Schaffensleichtigkeit von Charlotte Pauly ringt er schwer und mühsam mit seiner Kunst, setzt er mit unendlicher Geduld Strich neben Strich, um in oft jahrelanger Arbeit ein Bild zu vollenden. Wer in dieser Methode einen bloß kopierenden Naturalismus vermuten würde, beginge einen Fehlschluß; fast immer ist die Liebe, die aus solchem Wirken spricht, zugleich feste Bürgschaft, daß die Natur in beseelter Weise ins Bild gelangt. Manchmal schieben sich, trotz so innigen Verkehrs mit der Natur, immer noch zwischen sie und das Auge des Künstlers gewisse Bildeindrücke, die seine Werke mit einem altmeisterlichen, aber doch eben noch geborgten Glanze schmücken. Aber es gibt andere, die bereits ganz frei davon sind, wie z. B. die hier abgebildete Stadtansicht (Bild 1), und da steht man denn wirklich mit Bewunderung vor diesem in kleinstem Formate aufgefangenen Reichtum an Formen und Farben.

Die Kunstgilde führt den bekannten Gebrauchsgraphiker Erich Murcken im Lichthof des Kunstgewerbemuseums in seiner zwanzigjährigen Tätigkeit vor. Man erlebt dabei zugleich die Entwicklung der Plakatkunst überhaupt aus mehr illustrativer Einstellung zu immer wachsender Naturferne, die sich auf die bloße Wirkung der Schrift und der Farben verläßt und die Erscheinungen dem abstrakten Charakter des Buchstabens angleicht. Murcken hat im Laufe der Jahre eine ganze Anzahl tüchtiger Plakate geschaffen, an denen man sich — und das will bei einer so raschlebenden Kunst schon etwas sagen — noch heute freuen kann. Auch seine kleineren Arbeiten, Prospekte und Signets, besonders die für die Textilfirma Christian Dierig in Langenbielau, zeigen einen immer brauchbaren Künstler, der in der Technik des Werbewesens beschlagen ist.

Endlich zeigt die Kunsthandlung Kirschner etliche Arbeiten des in Ratibor geborenen, heut in Berlin schaffenden Wilhelm Doms. Hier ist ein Künstler, der etwas merkwürdig Ungleiches in der Qualität seiner Arbeiten hat. Seine Graphik ist bisweilen voller Rasse, sowohl die gedruckte — hier fiel mir besonders angenehm die Lithographie einer Tänzerin auf — wie die gezeichnete, z. B. das Aquarell eines Papageis. Die gemalten Porträts hingegen gehen in keiner Weise über die landesübliche Konvention hinaus; sie mögen mehr einem Müssen als einem Wollen ihre Entstehung verdanken. Denn der Künstler, in dessen Graphik sich Einflüsse von Slevogt, aber auch von der spukhaften Welt eines Kubin mischen, wäre offenbar viel lieber ein Illustrator und Schilderer bewegten Lebens als zuständlichen Bleibens, und der Griffel sitzt sicherer in seiner Hand als der Pinsel.

Landsberger

**2. Charlotte Pauly:
Spanische Knaben
(Aquarell)**



Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Bata und Oberschlesien

„Um den englischen Schutzzöllen zu entgehen, hat die Robert Bosch A.-G. beschlossen, ihre Fabrikate bzw. Magnetzündler, Dynamos u. s. w. in Zukunft in England zu fabrizieren. Mit dem Bau der Fabrik wird bald begonnen werden. Man erwartet, innerhalb Jahresfrist 1000 Arbeiter einstellen zu können.“ (Morgenblatt der Schlesischen Zeitung vom 15. Oktober d. J.)

Der Wunsch des tschechischen Schuhindustriellen Thomas Bata (sprich: Batja), sich in Schlesien niederzulassen, hat wieder einmal die Gemüter erregt, und leidenschaftlich ist dafür und dawider gestritten worden. Allerdings hat sich diesmal die Politik mit dieser Angelegenheit befaßt, die doch eine vorwiegend wirtschaftliche ist. An dieser Stelle soll daher allein nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten sine ira et studio zum Problem Bata, das in jedem Falle nach allgemeiner Ansicht für Schlesien hochbedeutsam ist, Stellung genommen werden.

Bereits vor einigen Jahren tauchten die ersten Nachrichten auf, daß Bata in Deutschland, besonders in Schlesien, durch Einrichtung von Fabrikationsstätten festen Fuß fassen wolle. Dies geschah zunächst nicht, vielmehr übernahm Bata eine deutsche Schuhfabrik und ein Großhandelsunternehmen mit mehreren Geschäften in verschiedenen Gegenden Deutschlands, ferner errichtete er eigene Niederlassungen u. a. auch in Oberschlesien. Vor einigen Monaten begannen

Verhandlungen mit dem Preußischen Staat wegen Erwerb eines großen Waldgeländes in der Gegend von Klodnitz O/S. Hier wollte Bata eine moderne Schuhfabrik errichten, die 2—3000 Arbeiter beschäftigen sollte. Die Verhandlungen haben sich nach längerem Hin und Her vorerst zerschlagen, da Bata einige Bedingungen für unannehmbar hielt. Man darf als sicher annehmen, daß Batas Pläne damit nicht erledigt sind, sondern daß sein auf großen Export eingestellter Betrieb die Expansion in Deutschland wie in anderen Ländern durchsetzen wird. Schlesien kommt für ihn nach wie vor in erster Reihe in Frage, da es seinem Heimatbetrieb am nächsten liegt.

Wir haben die obigen Sätze unseren Ausführungen vorangestellt, um zu zeigen, daß Freizügigkeit im modernen Wirtschaftsleben ein notwendiger und durchaus gegenseitiger Grundsatz ist. Die selben Gründe, die Bosch veranlassen, nach England zu gehen, die Ford und viele andere veranlaßt haben, nach Deutschland zu kommen, sind auch für Bata maßgebend, wenn er in Deutschland, in Polen und anderswo Fabriken bauen will. In einer Zeit, in der die wirtschaftlichen Verflechtungen über die Grenzen eines Landes hinaus in jeder Form immer weiter um sich greifen, wird man prinzipiell dagegen nur dann etwas einwenden können, wenn Lebensinteressen einer Industrie auf dem Spiele stehen. Ist das bei der deutschen Schuhindustrie der

Fall? Schlesien selbst, das sei vorausgeschickt, spielt in diesem Industriezweig keine bedeutende Rolle. Hauptzentren sind die Pfalz, das Land und die Provinz Sachsen und Württemberg. Nach neueren Feststellungen gibt es in Deutschland etwa 1100 Schuhfabriken verschiedener Größen mit etwas mehr als 100 000 Arbeitern. In Nieder- und Oberschlesien zusammen gibt es etwa 100 Betriebe mit rund 4000 Arbeitern. Die deutsche Schuhindustrie ist die drittgrößte der Welt, sie wird nur von Amerika und England übertroffen. Der Wert der deutschen Schuhproduktion wird für 1928 und 1929 auf je rund 750 Millionen Mark veranschlagt. Die Ausfuhr, die für 1927 dem Werte nach sich auf 24 Millionen Reichsmark stellte, stieg für 1929 auf 30,3, während die Einfuhr von 30,5 Millionen im Jahre 1927 auf 21,4 im Jahre 1930 zurückgegangen ist, wobei sich dieser Importrückgang besonders auf tschechisches Schuhwerk erstreckte. Für das erste Halbjahr 1930 sind diese Zahlen noch günstiger, es ergibt sich für diesen Zeitraum bereits ein Ausfuhrüberschuß von 19,8 Millionen RM., also mehr als das Doppelte des ganzen Jahres 1929. Während die gesamte industrielle Erzeugung Deutschlands im ersten Halbjahre 1930 um etwa 10 % gegen das Vorjahr zurückgegangen ist, vermochte die Schuhindustrie ihre Erzeugung um 8 % zu steigern. Daß auch eine Steigerung des Inlandsabsatzes möglich ist, zeigen die Zahlen des Verbrauches. Man hat ausgerechnet, daß 10 Amerikaner im Laufe eines Jahres 26 Paar Schuhe verschleifen, 10 Engländer 18 Paar, 10 Deutsche aber nur 13 Paar. Diese Zahlen sowie das gesamte Material, das die „Verhandlungen und Berichte des Unterausschusses für allgemeine Wirtschaftsstruktur“ über die „Deutsche Schuhindustrie“ liefern, zeigen, daß diese in der deutschen Wirtschaft zurzeit relativ am günstigsten dasteht und vor allem recht günstige Aussichten hat.

Von der prinzipiellen Seite der Angelegenheit ganz abgesehen, kommt man also zu dem Ergebnis, daß eine Niederlassung Bafas in Schlesien für die deutsche Schuhindustrie vielleicht vor einigen Jahren nicht ungefährlich gewesen wäre, daß seine Konkurrenz heute aber nicht mehr zu fürchten ist. In gewissem Umfange ist diese Konkurrenz ohnehin vorhanden, denn trotz des Zollschatzes findet ein tschechischer Schuhimport statt. Daß diese Konkurrenz wesentlich größer werden würde, erscheint nicht sicher, denn die Bedingungen der Produktion wären für Bafa in Oberschlesien ganz andere als in der Tschechoslowakei. Seine Erfolge beruhen auf den außerordentlich günstigen heimischen Bedingungen, die ihm hier natürlicherweise nicht zur Verfügung stehen. Eine Ausnahme darf selbstverständlich mit einem ausländischen Industriellen weder zu seinem Nachteil noch zu seinem Vorteil gemacht werden. Das, was man das System „Bafa“ nennt, diese eigenartige Zwitterstellung, in der sich seine Arbeiter befinden — teilweise Arbeiter, teilweise

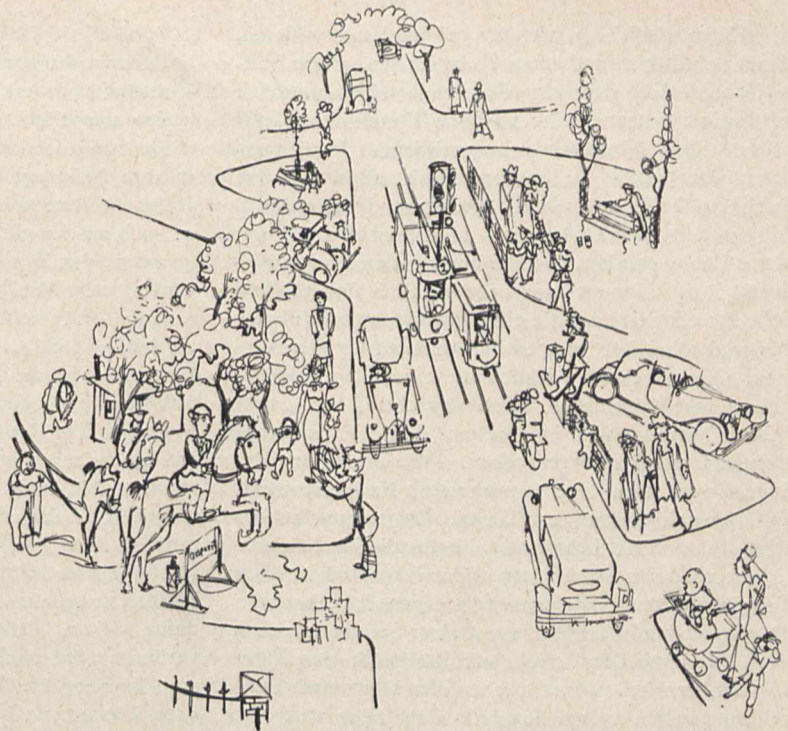
selbständige Unternehmer — und der Mangel an sozialen Einrichtungen, kommt für deutsche Arbeiter nicht in Frage. Der Preußische Staat als Verhandlungspartner Bafas hatte es am leichtesten, hier alle nötigen Garantien durchzudrücken. Auch die Öffentlichkeit, die Gewerkschaften und die Konkurrenz würden sich mit Recht gegen eine Übertragung seines Systems wenden.

Hätte Schlesien also Nachteile oder Vorteile von einer Niederlassung Bafas? Die Provinzen Nieder- und Oberschlesien befinden sich, so wird übereinstimmend versichert, in einem Zustand besonderer wirtschaftlicher Notlage. Die Bemühungen der maßgebenden Stellen, diese Lage zu verbessern, haben aus diesen oder jenen Gründen bisher nur wenig Erfolg gehabt. Zu diesen Bemühungen gehören u. a. auch die Versuche, neue Industrie heranzuziehen. Die Stadt Breslau hat mehrere solche Versuche mit geringem Erfolg gemacht, im Gegenteil hat z. B. die Bergwerksgesellschaft von Giesches Erben großzügige Industrieprojekte hier und in Oberschlesiens aufgegeben und die Durchführung teilweise nach Magdeburg verlegt. Die oberschlesische Montanindustrie, durch die Abtretung Ostoberschlesiens schwer geschädigt, kämpft seit Jahren einen schweren Kampf um ihre Behauptung. Zahlreiche andere Industrien, es sei nur an die Textil-, insbesondere die Leinenindustrie und die Maschinenindustrie erinnert, zeigen einen fortschreitenden Verfall. Was liegt also näher, als daß man großzügige industrielle Neugründungen begrüßt? Eine Schuhfabrik, die für 2—3000 Arbeiter berechnet ist, erfordert für den Bau und die Einrichtung mit Maschinen usw. eine Kapitalinvestition von mehreren Millionen Reichsmark, der Bau allein hätte mindestens 1 Jahr lang einige hundert Menschen beschäftigt, 2—3000 Arbeiter hätten, wie schon erwähnt, ständige Beschäftigung gefunden. Bei der Arbeitslosigkeit die in Schlesien erheblich größer ist als in anderen Teilen des Reiches, würde das eine fühlbare Entlastung des Arbeitsmarktes bedeuten. Ein allgemeiner wirtschaftlicher Aufschwung ist im Gefolge einer derartig großen industriellen Anlage unausbleiblich. Schlesien verliert immer wieder, seine Bedeutung sinkt immer weiter. Der Konzentrationsprozeß der deutschen Wirtschaft hat von unserer heimischen Wirtschaft schon schwere Opfer gefordert, und fordert sie immer von neuem. Wer, um nur ein Beispiel zu nennen, die Bedeutung der Schlesischen Boden-Credit-Actienbank zu würdigen weiß, begreift den Verlust, den die Provinz in diesen Wochen eben wieder dadurch erleidet, daß dieses Institut seine Selbständigkeit aufgeben muß und nur noch eine Filiale eines zentralen Berliner Institutes darstellen wird. Angesichts dieser Tatsachen wäre eine neue konstruktive Selbsthilfepolitik, wie sie an dieser Stelle wiederholt gefordert wurde, durchaus am Platze. Der Fall Bafa bietet, wie uns scheint, eine Gelegenheit dazu. *i.V.: Dr. Fritz Becker*

Schüttelreime von Paul Diels

Die Tramway, die das Stadtgewühl befährt,
Hat doch zuweilen Zartgefühl bewährt:
Sie ließ den Platz des Reichspräsidenten frei,
Daß der Passante dort in Frieden sei;
Sie fuhr bescheiden an des Platzes Seite,
Doch nun droht dieses Glaubenssatzes Pleite.
Das Tiefbauamt denkt gründlich: es ermißt,
Um wieviel kürzer der Durchmesser ist.
Auf ihm kann sich die Bahn wie Nurmi sputen
Und profitiert wohl eine Spur Minuten.
So drohen die bisher vermiednen Schienen;
Der Bürger liest es mit verschiedenen Mienen,
Er denkt: die Lage dünkt mich schier verwandelt.
Wird wirklich auch noch dies Revier ver-
schandelt?

Zur geplanten Veränderung des Reichspräsidentenplatzes in Breslau



Zeichnung von Hans Werner

Sport

Der Länderfußballkampf Deutschland—Norwegen in Breslau (2. November 1930)

Das ist der sportliche Großkampftag dieses Winters, und es erscheint angebracht, dazu einige prinzipielle Bemerkungen zu machen.

An der Aufwärtsbewegung des Sports in Deutschland hat der Fußballsport seinen besonderen Anteil. Der Aufschwung drückt sich nicht nur wie bei anderen Zweigen der Leibesübungen in dem Anschwellen der Mitgliederzahlen aus, sondern auch in den ungeheuren Besucherzahlen bei großen Fußballspielen. Während die anderen sportlichen Unternehmen in dieser Zeit der wirtschaftlichen Depression schwer zu kämpfen haben und oft mit einem Defizit abschließen, scheint es für „König Fußball“ keine Sorgen zu geben. Die Beteiligung des Publikums nimmt geradezu phantastische Formen an, von denen jeder zu erzählen weiß, der etwa dem Länderspiel Deutschland—Ungarn in Dresden im September beiwohnte. Ganz Dresden war für einen Tag vom Fußballfieber ergriffen. Auf der Prager Straße traf man schon am Morgen Breslauer Fußballenthusiasten. Trupps junger Leute zogen durch die Straßen und ließen ihren Vereinsruf ertönen. Mittags standen 30 000 Menschen auf den primitiven Zuschauerterrassen; die ersten hatten sich schon um neun Uhr aufgestellt. Viele von ihnen haben nicht das geringste von dem Kampf gesehen, aber sie waren dabei. Die Sanitäter hatten dauernd zu arbeiten. 40 000 Kartenanforderungen aus ganz Deutschland mußten zurückgewiesen werden. Noch nie hat

man einen solchen Andrang bei einem sportlichen Ereignis gesehen. Wie ist in einer Zeit schwerster Not ein solcher Publikumerfolg zu erklären?

Der Fußballsport ist Mannschaftssport. Das Prinzip des Mannschaftssports setzt sich in Deutschland immer mehr durch. Der Einzelsport kann nur durch besondere Sensationen große Zuschauermassen anlocken (so kommen etwa 30 000 Berliner ins Stadion, wenn Nurmi startet). Der Fußballsport hat zwei außerordentliche Vorteile für sich: auch in dem kleinsten Nest kann heute ein Fußballplatz angelegt werden, also gibt es überall Anhänger und Sachverständige. Das Spiel selbst ist dauernd bewegt, die zweiundzwanzig Spieler wirbeln auch bei dem schlechtesten Kampf fortgesetzt durcheinander, es gibt immer wieder neue Bilder und Überraschungen. Die Verbreitung der spielerischen Durchbildung und das wechselnde Kampfbild bringt die interessierten Massen als Zuschauer zu den Spielen. Die großen Spitzenkämpfe haben außerdem ein Moment der Spannung, die „glorreiche Ungewißheit des Sports“, die weiterhin das Interesse anfaucht. Die Zusammensetzung der repräsentativen Mannschaft bei einem Länderspiel ist an und für sich schon ein Problem, das wochenlang die Gemüter bewegt. Ist sie bekanntgegeben, dann beginnen die Zeitungsdiskussionen, ob dieser oder jener Spieler richtig am Platze ist; das Interesse der Sportkenner wird dauernd wachgehalten. Bei einem

Einzelkampf läßt sich, wie etwa bei den Leichtathleten, das Ergebnis fast mathematisch errechnen. Beim Fußball aber bleibt stets ein Moment der Unsicherheit: wird diese Stürmerreihe wirklich Durchschlagskraft haben, dieses Läufertrio mit dem Gegner fertig werden? Der große Fußballkampf gibt alles, was das Publikum heute wünscht: Spannung, Ungewißheit, Möglichkeit zur Diskussion, und zum Schluß ein klares Zahlenresultat, das alle brennenden Fragen eindeutig löst. Kommt hinzu die wirklich unvergleichliche Massenwirkung, die ein Chor von 40 000 jubelnden und tobenden Sportenthusiasten zu erzielen vermag. Es lohnt sich wirklich für einen Psychologen, sich einmal ein solches Spiel anzusehen.

Nun werden wir in Breslau den Länderkampf Deutschland—Norwegen sehen. Alle Prominenz des Sports wird sich hier versammeln, Bundesvertreter und Journalisten aus dem Reich. Extrazüge sind bereitgestellt. Der bekannteste holländische Schiedsrichter wird das Spiel leiten. Der Rundfunk wird in Tätigkeit treten; Oslo entsendet einen Sprecher, der über Land- und Seekabel zum Osloer Sender sprechen wird, der dann den Bericht unmittelbar in den Äther ausstrahlen wird. Wir wünschen dem Deutschen Fußballbund einen vollen Erfolg. Zweifellos wird das Breslauer Stadion eine Rekordzuschauermenge aufweisen. Den leitenden Herren des D. F. B. aber wünschen wir, daß sie die ungeklärten Probleme des Fuß-

ballsports bald befriedigend lösen. Da ist vor allem die Amateurfrage, eine Krisis, die sich aus der heutigen Wirtschaftslage erklärt, und die auch andere Sportzweige erfaßt hat. Alles drängt dazu, die Spitzenspieler zu Professionals zu machen, die feste Bezahlung für ihre Leistungen erhalten, aber der Bund sträubt sich aus Gründen der Tradition dagegen. Und dann sei noch auf einen merkwürdigen Anachronismus hingewiesen, dem der Bund auch einmal seine Aufmerksamkeit schenken könnte. In England soll bei Tagungen der Schuldirektoren oft die Frage diskutiert werden, ob football rugby oder association football für die Schüler besser sei; man ist also dort der Meinung, daß diese Spiele geeignet sind, Gentlemen zu erziehen. In Deutschland ist aber nach wie vor das Fußballspiel auf den Schulen verboten. Noch immer herrscht die veraltete Meinung, daß dieser Sport roh und gewalttätig sei und deshalb der Jugend ferngehalten werden müßte. Aber die Jugend, das weiß jeder, der Turnspiele geleitet hat, kennt kein größeres Verlangen als Fußball zu spielen. Der D. F. B. möge also weiterhin dafür wirken, daß sich in Deutschland die Meinung verbreitet, daß Fußballsport ein Mittel der Erziehung zum Fairplay ist. Wenn die pädagogischen Fachleute dem Länderspiel Deutschland—Ungarn in Dresden beigewohnt hätten, dann wären sie zweifellos zu dieser Ansicht bekehrt worden.

F. Wenzel

Der Schlesierin Lina Morgenstern zum 100. Geburtstag am 25. November

Mit der steigenden Entwicklung der heimischen Industrie und der Ausdehnung der Großstädte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wuchsen auch die sozialpolitischen Aufgaben in Deutschland. Tatkräftige Männer und Frauen waren in selbstloser Weise auf dem Plan, diesen neuen Aufgaben gerecht zu werden. Eine der markantesten Persönlichkeiten auf dem Gebiet der sozialpolitischen Fürsorge war Lina Morgenstern, die Schöpferin der Volksküchen.

Ihr Werk erwuchs aus der Not der Zeit. Als die Feuerung und die verminderte Arbeitsgelegenheit im Kriegsjahr 1866 Tausende von Familien, namentlich in den Großstädten, in schwere materielle Sorgen brachten, reifte in Lina Morgenstern der Plan, durch verbilligten Großeinkauf und Massenspeisungen der äußersten Not der besitzlosen Klassen zu steuern. Ihrer tatkräftigen, praktischen und organisatorischen Veranlagung gelang es, diese Idee in die Tat umzusetzen. Sie gewann die Führer der bürgerlichen sozialen Bewegung für ihren Plan und durch einen Aufruf „An die Mitbürger Berlins“ gelangte sie in den Besitz eines kleinen Gründungskapitals. Schon am 9. Juli 1866 konnte die erste Volksküche eröffnet werden. Durch diese Gründung verwirklichte zum ersten Mal eine Frau den konsumgenossenschaftlichen Gedanken, denn die neugeschaffene Einrichtung

basierte, trotz ihres Wohlfahrtscharakters, auf der Grundlage der Selbsterhaltung.

Nach dem Berliner Muster wurden dann ähnliche Einrichtungen auch in vielen anderen Städten des Reiches geschaffen. In den Kriegsjahren 1870/71 erfuhr Lina Morgensterns Werk einen weiteren Ausbau durch die Angliederung von Bahnhofsküchen zur Speisung durchziehender Truppen- und Verwundetentransporte. Welche Bedeutung die Volksküchen aber im Weltkrieg hatten, ist noch lebendig in aller Erinnerung; ohne sie hätten wohl viele tausend Daheimgebliebene die harten Hungerjahre nicht überdauert.

Aber nicht nur in Zeiten des Krieges, sondern auch im Frieden war die Volksküche eine segensreiche Einrichtung. Sie wurde für weite Kreise der arbeitenden Bevölkerung unentbehrlich, ersetzte vielfach den häuslichen Familientisch, vor allem dort, wo die Frau zum Mitverdienen gezwungen war. Längst sind jene Angriffe verstummt, die Lina Morgenstern vorwarfen, daß sie durch ihr Werk an der Zersetzung der Familie mitarbeite und das häusliche Leben ungünstig beeinflusse. Heute ist die Volksküche aus dem Volksleben nicht mehr fortzudenken, wengleich im Laufe der Jahre manche andere Einrichtungen, wie Werkkantinen und ähnliches, an ihre Seite getreten sind.

Aber nicht nur mit der Geschichte der Volksküche ist der Name Lina Morgenstern fest verankert, sondern ebenso mit der deutschen Frauenbewegung. Auch hier kamen auf den verschiedensten Gebieten in erster Linie ihre organisatorischen Fähigkeiten und ihre praktische Veranlagung zur Auswirkung. Sie ward die Gründerin des Berliner Hausfrauenvereins, den sie 1873 auf konsumgenossenschaftlicher Grundlage ins Leben rief und dem sie im Laufe der Jahre besondere Abteilungen wie: Kochschulen, Speiseanstalten, Stellennachweis u. a. m. angliederte, ja sie schuf ihm mit der Herausgabe der Deutschen Hausfrauen-Zeitung bereits 1874 ein eigenes Organ. Ihr besonderes Augenmerk galt auch der Kindergartenbewegung, der Kinderpflegerinnenausbildung, der Säuglingsfürsorge und der Erziehung schulentlassener Mädchen für die Hauswirtschaft. Unermüdlich organisierte sie, gründete Vereine und leistete praktische gemeinnützige Arbeit. Daneben versuchte sie durch zahlreiche Schriften die Volksernährung zu reformieren, schrieb ein Kochbuch und betätigte sich in Wort und Schrift auf vielen Gebieten des Frauenlebens.

Auch den internationalen Beziehungen brachte sie lebhaftestes Interesse entgegen. Der erste internationale Frauenkongreß in Deutschland (1896) stand unter ihrer Leitung.

Lina Morgenstern war Schlesierin. Am 25. November 1830 wurde sie als Tochter des wohlhabenden Breslauer Fabrikanten Bauer geboren. Sie erhielt eine sorgsame gute Erziehung. Ohne äußere Sorgen wuchs sie auf, fühlte aber schon frühzeitig den Trieb in sich, die Not anderer zu lindern. So gründete sie bereits als Achtzehnjährige den „Breslauer Pfennigverein zur Unterstützung armer Schulkinder“. Und hilfsbereit andern gegenüber ist sie ihr ganzes Leben lang gewesen.

1854 verheiratete sie sich mit dem aus Rußland stammenden politischen Flüchtling Theodor Morgenstern, dem sie nach Berlin folgte. Schwere Sorgen brachten die ersten Ehejahre, denn bald nach der Verheiratung erfolgte der finanzielle Zusammenbruch ihres Mannes. Aber nicht mut- und hoffnungslos stand sie ihrem Schicksal gegenüber, tapfer half sie ein neues Leben aufbauen. Sie schrieb Kinderbücher und Märchen und übersetzte polnische Nationallieder. Ihren fünf Kindern war sie eine liebevolle, sorgende Mutter.

Als Lina Morgenstern 79jährig am 16. Dezember 1909 starb, war ein reiches Leben zu Ende gegangen. Weit über die Grenzen Deutschlands hinaus war ihr Name bekannt und geachtet. In ihrer nimmermüden, selbstlosen Arbeit am Volksganzen hat sie sich selbst das ehrenvollste Denkmal gesetzt.

H. Rannow

Generalsuperintendent Nottebohm 80 Jahre

Am 28. Oktober 1930 vollendete der frühere Generalsuperintendent von Schlesien D. Theodor Nottebohm sein achtzigstes Lebensjahr. In Hamburg 1850 geboren, begann Nottebohm seine Tätigkeit als Hilfsprediger an der Anscharkapelle seiner Vaterstadt, wurde dann Pastor der evangelischen Gemeinde zu Paderborn und darauf von 1892—1901 Direktor des Predigerseminars in Soest in Westfalen. Als Konsistorialrat ging er 1901 nach Magdeburg und kam von hier 1904 als Generalsuperintendent zu uns nach Schlesien. 21 Jahre hat D. Nottebohm in diesem Amte das evangelisch-kirchliche Leben unserer Grenzprovinz an entscheidender Stelle bestimmt und ausgestaltet und ein ganz ungewöhnlich großes Maß von Arbeit vollendet. Das vielmaschige kirchliche Vereinsleben ist unter ihm und mit sehr tätiger Beeinflussung durch ihn organisiert und auf die Höhe seines gegenwärtigen Bestandes gebracht worden; besonders der Gustav Adolf-Verein, die Arbeit der gemeindlichen Frauenhilfen und die Entwicklung des Diakonissenmutterhauses Bethanien zu Breslau haben ihm am Herzen gelegen. In den großen Erschwerungen der

Kriegs- und Nachkriegsjahre hat Generalsuperintendent Nottebohm voll klarer Entschlossenheit und unermüdlicher Schaffensenergie die Kräfte des evangelisch-kirchlichen Lebens in Schlesien lebendig gehalten und den neuen Anforderungen der veränderten Verhältnisse anzupassen gesucht. Zumal dem Gebiet Oberschlesiens und des von Deutschland abgetrennten Teils der Provinz hat er mit warmer Liebe und hilfefreudiger Bereitschaft gedient und seinen Namen gerade in diesem Teil Schlesiens unvergänglich gemacht. Im Jahre 1925 trat er in den Ruhestand, blieb aber noch — vor allem in der Gustav Adolf-Arbeit — bis zum heutigen Tage tätig. Der letztgenannte Verein hat darum auch zu dem Gedenktage seines Vorsitzenden eine geschmackvoll illustrierte Festschrift „25 Jahre schlesischer Gustav Adolf-Arbeit“ erscheinen lassen, die von der Wirksamkeit des Jubilars Zeugnis gibt. Daß solche arbeitsfrohe Rüstigkeit dem verehrten Manne noch lange erhalten bleibe, ist der herzliche Wunsch weiter Kreise, dem auch wir uns gern anschließen.

Müller.

Bücher

Margarete Karfunkelstein: Ein Buch um Paul Barsch. Verlag L. Heege, Breslau, Schweidnitz 1930.

Der 70. Geburtstag des Dichters gab den Anlaß, in der Reihe der „Schlesischen Bücher“ dieses Buch

erscheinen zu lassen. Es enthält die Lebensgeschichte des Dichters, ist aber eigentlich von ihm selbst geschrieben, denn es ist aus Werken des Dichters zusammengestellt, und dies in sehr glücklicher Weise. Paul Barschs ganzes Wesen ist ja im tiefsten mit

seiner Persönlichkeit, seinem persönlichen Schicksal verwachsen, und da dieses Schicksal mit seiner Sehnsucht aus der Tiefe nach der Höhe, mit seinem siegreichen Kampf gegen eine Unzahl von Widerwärtigkeiten ein vorbildliches ist, so ist diese Buch weit über seinen literarischen Wert hinaus als Lebensführer geeignet. Sein literarischer Wert ist dabei keineswegs gering, denn so schlicht und volkstümlich Barsch Erzählungsweise auch ist, sie hat doch die Plastik und Anschaulichkeit des wirklichen Dichters. F. L.

Foto-Auge. 76 Fotos der Zeit, zusammengestellt von **Franz Roh und Jan Tschichold**. Akademischer Verlag Dr. Fritz Wedekind u. Co., Stuttgart.

Dieses Buch zeigt in modernster Fassung die neuzeitliche Fotografie. Rohs einleitender Aufsatz — er ist anschließend ins Englische und Französische übersetzt — packt die Probleme der Fotografie, als wichtigen Bestandteil unserer Zeit, neuartig an. Er weist organisch in das interessante Bildmaterial, das alle Arten der Fotografie „Realfoto, Fotogramm, Fotomontage, Foto in Verbindung mit Graphik und Malerei, Foto in typographischer Verbindung“ in ausgewählten Beispielen von überraschend künstlerischer Kraft darstellt. A.

Hausbuch der Lyrik von **Ferdinand Avenarius** erneuert von **Hans Böhm**; 281.—290. Tausend. Mit Bildern deutscher Maler, herausgegeben vom Kunstwart, München 1930. Verlag Georg D. W. Callway.

Hier liegt eine illustrierte Neu-Ausgabe und Erweiterung des Avenariusschen Hausbuches deutscher Lyrik vor. Eine Sammlung bester deutscher Gedichte, geordnet nach dem Erleben der Menschen, denen es Stärkung und Trost geben will. Auch die Kräfte der Gegenwart kommen in dieser Neuauflage neben den alten klassischen Werten zu Wort. A.

Sterne und Stürme. Gedanken in Versen von **Alfons Maria Härtel**. Mit Originalradierungen von Josef Letto. Verlag G.P.Aderholz, Breslau 1929.

Fromm empfundene Gedanken in der lyrischen Form unserer Klassiker.

Deutscher Sportbau, ein Überblick über Form und Plan deutscher Übungsstätten, herausgegeben vom deutschen Reichsausschuß für Leibesübungen, bearbeitet von Oberbaurat **Richard Konviarz** und **Dr. Karl Brandt**, Berlin, 1930.

Die Schrift enthält eine Einleitung von Karl Brandt über Voraussetzungen, Stand und Ziele des deutschen Sportbaus. Darauf folgt eine Übersicht über die deutschen Sportbauten der Vor- und Nachkriegszeit, die man ehrenvoller Weise dem Breslauer Oberbaurat Richard Konviarz übertragen hat. Auch die buchtechnische Ausgestaltung des reich illustrierten Bandes ist einem Breslauer Künstler — Prof. Johannes Molzahn — anvertraut worden. Und es ist zu sagen, daß Verfasser und Buchgraphiker ihre Aufgabe mustergültig gelöst haben. Da das Werk in deutscher,

französischer und englischer Sprache verfaßt ist, wird sein Verbreitungsradius sehr groß sein, und wir können es auch aus diesem Grunde begrüßen, daß dabei unsere Breslauer Kräfte wie unsere Breslauer Bauten gehörige Berücksichtigung gefunden haben. F. L.

Theo Effenberger. Mit einer Einleitung von Dr. **Konrad Hahm**. Berlin, Leipzig, Wien 1929. Friedrich Ernst Hübsch Verlag.

Das Buch gibt eine sehr dankenswerte Übersicht über die reiche Bautätigkeit, die der Breslauer Architekt Theo Effenberger in Breslau wie in der Provinz entfaltet hat. Die vorzüglichen Aufnahmen stammen von Heinrich Klette. Der einleitende Text, den der Direktor des Berliner Volkskundemuseums verfaßt hat, würdigt die Persönlichkeit Effenbergers sachkundig und warmherzig. Er stellt vor allem heraus, daß Effenberger eine Erscheinung ist, die nicht auf ein Programm eingeschworen ist, sondern die auf dem Boden eines Landes und einer Tradition gewachsen ist. F. L.

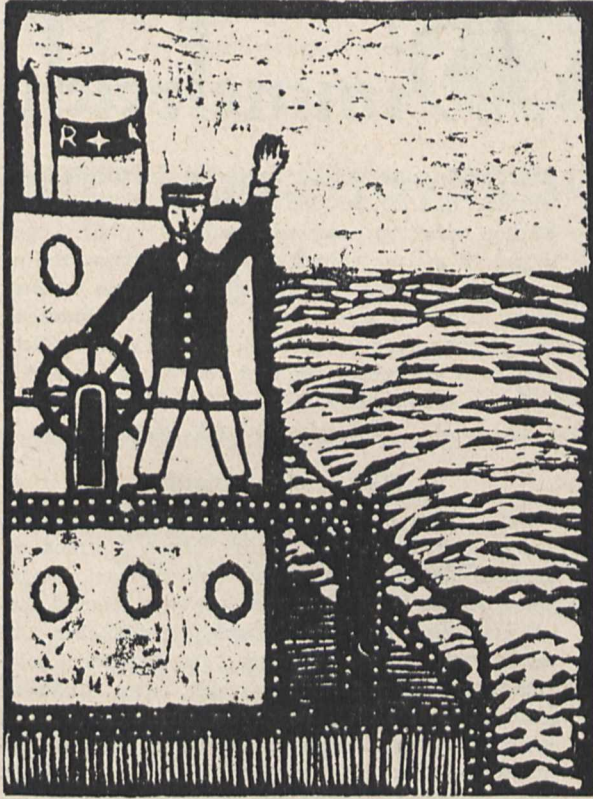
Schweidnitz. Im Auftrage des Magistrats, bearbeitet von Stadtrat **Franke**; Verlagsgesellschaft für Städtebau, Berlin 1929.

Wie schon eine Anzahl anderer schlesischer Städte, so hat jetzt auch die Stadt Schweidnitz eine reich illustrierte Schrift herausgegeben, um für sich zu werben. Der Herausgeber Dr. Franke hat eine Anzahl von Mitarbeitern geworben, die das geschichtliche Schweidnitz vor uns aufrollen, seine wichtigsten Kirchen beschreiben, sein Bildungs- und Schulwesen, seine Wohlfahrtspflege, seine Industrie und seinen Handel vor Augen stellen. Unter den Bildern, die von Kunz und Just recht stimmungsvoll aufgenommen sind, vermißt man schöne Innenansichten der katholischen Pfarrkirche wie der evangelischen Friedenskirche. In dieser Hinsicht wäre es doch sehr erwünscht, wenn sich die Städte eines kunstgeschichtlich geschulten Beraters bedienen würden; ihre Veröffentlichungen würden sich dann noch weit reizvoller gestalten lassen. F. L.

Neubauten der Stadt Oppeln. Mit einer Einleitung von Stadtbaurat Dipl.-Ingenieur **Schmidt**. Friedrich Ernst Hübsch Verlag, Berlin, Leipzig, Wien.

Die Einwohnerzahl der Stadt Oppeln ist infolge der Abtretung Oberschlesiens an Polen und der damit verknüpften Umsiedlung zahlreicher Behörden und großer Teile der Bevölkerung seit dem Friedensschlusse um rund 30 % gestiegen. Das hatte eine bedeutende Bautätigkeit zur Folge, die Errichtung von Behörden, Schulen, Wohlfahrtsbauten, Sportplätzen, Siedlungen usw., über die die Stadt in dem vorliegenden Bande Rechenschaft ablegt. Man wird solche Berichte, zumal wenn sie so ausführlich illustriert sind, wie hier, sehr willkommen heißen, wird auch im großen Ganzen den modernen baulichen Charakter bejahen können, wenn auch naturgemäß die hervorragenden Leistungen mehr Ausnahme als Regel bilden. F. L.

JUGEND UND HEIMAT

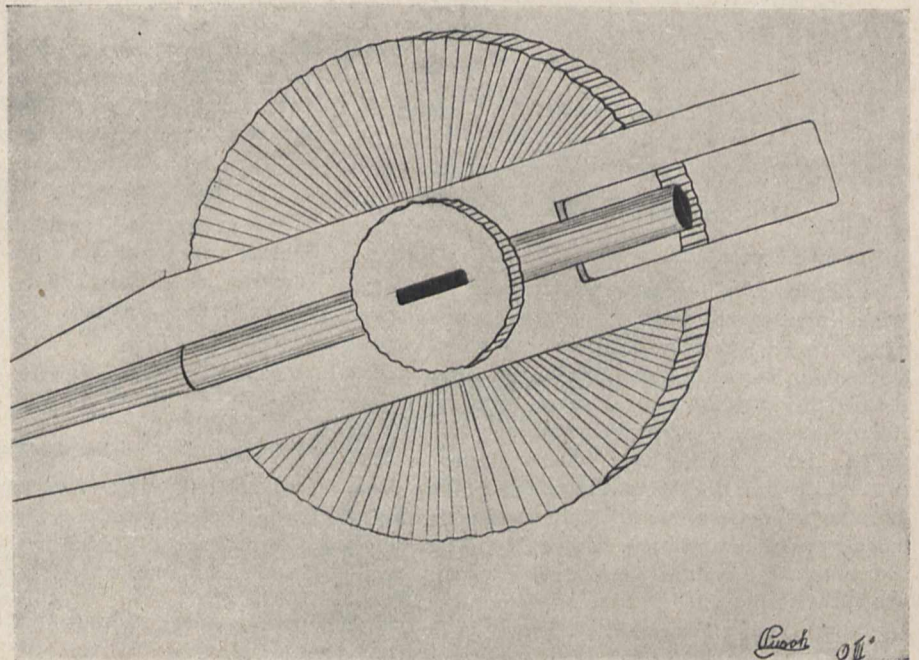


1. Der Steuermann
Linoleumschnitt
eines
Obertertianers

Die Freude an der technischen Form

In der Zeitschrift „Kunst und Jugend“ nimmt Werner Grundmann-Neisse in einem Aufsatz „Die Freude an der technischen Form“ Stellung zum modernen Zeichenunterricht. Er tritt für das Zeichnen technischer Gegenstände in der Schule ein, da die Technik im Augenblick das brennende Interesse unserer Jugend bildet. Es hat keinen Sinn, ihnen immer wieder die früheren Modelle zu geben, da die Gedanken der Schüler sich auf so andersartigen Bahnen bewegen. Man sieht an den zwei Probestudien, die wir dem Aufsatz entnommen haben, daß die Maschinerisierung durchaus kunstnahe sein kann. Denn die Art, wie das Maschinenteil gezeichnet und in die Fläche gesetzt ist (Bild 2), zeugt von künstlerischem Verständnis, ebenso wie die Schwarz-Weiß-Verteilung beim „Steuermann“ (Bild 1) Farbensinn verrät und die Komposition künstlerisch ausgewogen erscheint.

A.



2. Maschinenteil
Zeichnung eines Obertertianers

Schlesisches Singspiel

Schlesische Sprichwörter

Oarm sein ies kene Schande,
Doas trifft die Besta im Lande.

*

Woas is Auge nie sitt,
tutt im Herzen nie wieh.

*

Wenn de Kinder kleen sein,
trata se der Mutter uf de Scharze,
wenn se groß sein,
uft mitta uf's Harze.

*

Man soll nicht nach jeder Mücke schlagen.

*

Eim Bache ertrinka mehr Loite als im Meere.

*

Ein hartes Wort ist noch kein hartes Herz.

*

Durch Schoda wird man kluck, oaber nie reich.

*

Ma hot's nie gutt, man labt nie schlecht
Und wenn ma starbt, is no nie recht.

*

Aus „Wie der Schlesier singt, tanzt, spricht“
von Wilhelm Schremmer.

Die Gelehrten von 1813

Gustav Freytag erzählt:

In Berlin saßen Savigny und Eichhorn bereits im Landwehrausschuß, beim Landsturm war niemand eifriger als Fichte, seine Picke und die seines Sohnes lehnten im Vorsaal an der Wand, und es war eine Freude, den eifrigen Mann zu sehen, wenn er auf dem Exerzierplatz die Waffen schwenkte und zur Attacke ausfiel. Man hatte ihn zum Offizier machen wollen, er hatte das mit den Worten abgelehnt: „Hier taue ich nur zum Gemeinen!“ Er, Buttman, Rüks, Schleiermacher exerzierten in derselben Kompagnie; Buttman aber, der große Grieche, vermochte durchaus nicht rechts und links zu unterscheiden, er erklärte das für das Schwerste. Rüks war in derselben

Lage, und immer wieder begegnete den beiden Gelehrten, daß sie bei den Wendungen einander den Rücken zuehrten oder sich verduzt in die Augen sahen. War dann einmal von dem Zusammentreffen mit dem Feind die Rede und wie sich ein tapferer Mann dabei zu halten habe, dann hörte Buttman zu, betrübt auf seinen Spieß gelehnt, und sagte endlich: „Ihr habt gut reden, Ihr seid von Natur herzhaft!“

Aus dem Deutschen Anekdotenbuch,
Verlag Callwey, München.

Der erste „Erfolg“

Felix Dahn erzählt in seinen Erinnerungen eine lustige Geschichte von seinem ersten Versuch zu dichten: „Meine Lust — wahrscheinlich viel weniger meine Kunst — zu fabulieren, war so bedeutend, daß ich, etwa vierzehn Jahre alt, viele, viele Wochen hindurch zwei meiner Genossen, die denselben halbstündigen Weg mit mir zur Schule hatten, Indianergeschichten erzählte, angeblich aus einem Buche meines Vaters; in Wahrheit aber ersann ich sie stehenden oder vielmehr gehenden Fußes auf dem Fleck. Den Anstoß dazu hatte ein einziges Bändchen von Cooper gegeben. Die beiden konnten gar nicht genug hören aus dem großen „Buche“, und wollten es immer geliehen haben, was mich zu so vielen Ausflüchten zwang, daß ich ihnen zuletzt die Wahrheit entdeckte. Erst wollten sie's nicht glauben: sobald sie es aber glaubten, „schüppelten“ sie mich weidlich.

Der Humor verläßt ihn nicht

Met'm Pautsch-Voater geht's sähr schlecht, on der Doktor verschreibt'm a neue Medizin. Der Pautsch-Voater: „Och, Härr Dokter, doas helft asoo nemme nicht.“ Der Doktor: „Sie müssen daran glauben, Herr Pautsch!“ Der Pautschvoater: „Herr Doktor, doas ees 's ärschte woahre Woart, wos ich vo Ihn här. Eech war geweeß droa gloin müssa.“

Schlagfertig

„Seffe, du sollst da Hund ne emmer beim Schwanze ziehn, doß a quietscht, doas hoa ich der schon a poarmoal gesät.“ „Ich haala ju bluß om Schwanze feste, ziehn tutt ju der Hund alläne“, mänte Seffe.

Mitgeteilt im Grofschoftersch
Feierobend 1931.